

Waivsak

"D" 8589

Illustrierte Zeitung



Verlag von T. J. Weber, Leipzig

Nr. 3780.



Weihnachtsnummer.

(Kriegsnummer 71.)

Preis 1 Mark 50 Pf.



Wir in Flandern um die zweite Kriegsweihnacht.

Von Oberleutnant Hans Schoenfeld.

Das war einer der beliebtesten Trümpfe unserer Alten, der wenigen, die von anno 1914 noch übriggeblieben sind, den Neuen vom Jahre 1915 gegenüber: „Sieh hörne ja überhaupt nicht mitreden. Sieh habt ja nicht mal die Kriegsweihnacht mitgemacht. Das muß man einfach mitleben haben, will anders man als alter Kriegsteilnehmer gelten, der seine Erinnerungen hat und was erzählen kann.“ Die Neuen lachten dann den Kopf und konnten nichts dazu sagen. Gehört hatten sie ja selber genug von diesen stimmungsvollen Weihnachtsfeiern deutscher Kämpfer an Ost- und Westfront; diesen Feiern, die oft zum ergreifenden Ausdruck deutscher Treue, Fröhlichkeit und Dankbarkeit geworden waren. Der Trümpf ist endgültig ausgepielt. Nun stehen sie alle, die paar ganz Alten von Kriegsbeginn, die vom Januar, Frühling und Sommer 1915 und die Jüngsten (oft mit grauen Haaren) vor der neuen, zweiten Kriegsweihnacht, der sie mit zweifältigen Empfindungen entgegensehen.

Die Alten sind jetzt die Nachdenklichsten. Sie halten den Mund hübsch still und summieren vor sich hin in dichtenreichen Stunden oder tun sich zu zweien oder drei zusammen, um sich eins auszumalen, wie das „damals“ war, zuletzt die Weihnacht 1913. Denn in diesen Voradventstagen spürt ihnen hier draußen am Feind das liebste deutsche Zeit genau so im Kopf wie früher daheim, in friedlicher Zeit.

Die Neuen — die freuen sich schon eher auf ihre erste Kriegsweihnacht, und sie fragen die Teilnehmer des Vorjahrs-Christstiftes oft genug nach Einzelheiten: ob's da Tannenbäume gibt und jeder ein Liebesgabenpäckchen für sich kriegt. Was die Offiziere hofften, und ob die Feldküche etwas Extraes kocht. Pünktlich zumindest. Sie rechnen: ob die Kompanie am Heiligabend „vorne“ sein wird oder in den behaglichen Lagerhütten. Die Alten, erst misstrauisch, werden fröhlich, doch warm und paden aus. Es war doch zu schön.

Und warum soll's denn diesmal schlechter werden?

Gewiß! Die große, stürmische Christgabensflut eines überdankbaren, wohlhabenden Volkes, die wird es nicht wieder. Und die allgemeine traurige Anteilnahme, die hat auch nachgelassen: es sind daheim zu viele geworden, die einsam und trauernd diese neue Weihnacht mit Bangen kommen sehen; denen noch im Vorjahr der Tannenbaum so hoffnungströstlich strahlte, da sie sich etwas Liebes draußen am Feind noch wohlbehalten wußten. Und es sind der Pflichten und Geldanforderungen zu viele geworden, als daß man diesen Überfluß der Liebesgaben des Vorjahrs erwarten dürfte. Das deutsche Volk hat brav erhalten gelernt. Was es diesmal für seine Kämpfer gibt, weißt, an diesem Sinn flügen Maßhaltern gemeinen, vollwichtiger als die zur Vorweihnacht leichtlich aus Überfluß und Hoffnung auf rasches Kriegsende gegebenen Geschenke.

Das röhrt uns alle hier am Feind. Deshalb lieben wir schon jetzt die neue Weihnacht. Die stillere und innigere, die uns stark machen soll bis ans Ende.

Wir am Feind sollen und müssen nicht so viel an Gewesenes und Gewesene denken. Dazu hatten wir am Totenfest genugmahl Gelegenheit. Wir wollen all untere Sinne auf das Gegenwärtige und Mögliche ungewisser, spannender Zukunft richten. Und unsere alte deutsche Abenteurer und Träumerlust will jetzt vor Weihnacht erwachen. Es ist wie ein erstauntes Schädelchen, daß es doch eigentlich ein höchst romantisches Ding ist, dieses selbstsame, zugehörerhaft ungewisse und unnatürliche, dabei aber so sturm geregelte, nicht gestaltete, nein beßlere Zusammenleben reißiger Männer in der umgebundenen Natur. Herrgott — hat sich da nicht der Traum unserer Jungen, das Ideal unserer wilden Jungenswünste erfüllt. Hatten wir das ganz vergessen?

Hört nur hier auf die Gespräche unserer Soldaten im Schützengraben: einer schon genügt, diese Ansicht zu bekräftigen, und die Kameraden, die am laufenden Schimpfen, werden still. Es war ein Wort zu rechter Zeit, das hilft. Es kommt ja wirklich nur auf die Aufstellung an, hier draußen das Kriegshandwerk im Schützengraben zu einer Höllenqual oder einem immer neuen Erleben zu gestalten. Sieht man's von der richtigen, der einzige exträtzliche Seite an: aus der Not eine Tugend, eine belustigende Zauberslage zu machen, dann kann, Seite an Seite mit Gleichgesinnten, die aus dem bloßen Kameraden unvermerkt zum treuen Freunde geworden sind, dieses zwischen

Schanzen, Wachen und Schießen vorn Feind, Schafen, Spielen und Sichtumstehen in Ruhestellung geteilte Leben ein tödliches Erlebnis werden. Dann erhält auch das Wort „Ideal“ seinen warmen Klang: Vaterland, Freundschaft, ewig geheimnisvoller Wechsel des Erlebens, Liebe, Pflicht und Treue. Göttertrauen und Mut.

Da sind nur wir in Flandern. Truppen, die vielleicht die erste Weihnacht schon in der kampfbürtigen Front zwischen Arres und Newport begangen haben, und sie eine Art Heimatrecht, zumindest ein vertrautes Verhältnis zu diesem schönen, wetter- und schicksalswerten Land gewonnen haben. Wir haben unsere flandrischen Weihnachts-erinnerungen, schöne, tiefe Erlebnisse.

So will ich jenen 23. Dezember 1914 nie vergessen, als wir acht Mann hoch zu Ross und Wagen ausjogen, Tannenbäume zu holen, hatten bei einem Übungsmarsch von Lille nördlich nach der belagerten Grenze von ungefähr die Tannenfeierung eines Herrschaftsparties am Wege prangen sehen. Dem seltenen flandrischen Objekt entsprechend waren die Tafeln in französisch und ahnungsvollem Deutsch vorgetragen oder gar abholzen der Tüpfel- und Tretminnen, Selbstsäfte. Was die uns schon störten, wo wir ganz andere Sachen überstanden hatten! Schon damals stand es bei der Kompanie fest: hier oder nirgends wachsen eure Christbäume. — Und wie wir am Weihnachtstagabend hinkommen, ist unsere Gedanken verschwunden. Nur die Tafeln stehen noch. Der grüne Böttner vertrat uns die Konturen: Bayrische Jäger aus der Nachbarschaft. Über nicht wir am Schloß hinterm Bach — dort der rote Bau mit dem Türmchen — gibt's edle Edelstähnen. Doch beileibe nicht, wer's ihnen gesetzt hat. — Wir fanden nicht nur die Prachtbäume, sondern in der Schloßfrau eine deutsche Landsfrau, der wir verlegen entgegneten, und die wir, reichelichend für die Kompanie, dankbar verliehen. Die Bescherung selbst: ein Gartenlokal in der Lille Ville vorstadt St. Maurice. Alle Gläserne geprungen. Die elektrische Eigenbetriebsleitung durch deutsche Granaten beim Strafgericht über Lille im Oktober 1914 beschädigt. Was verschlug uns das alles: Zeltplanen vor die Fensterhöhlen, tüchtig durchgeheizt und durch geschickte Leute die Schäden der Zichtanlage befeistigt, dann war der Weihnachtsaal fertig. Nach noch ein Klavier, ein Gerüst für lebende Bilder, und für die Unterhaltung durch Kunstmaler unter den Marschjungen war gesorgt.

Herrgott, waren das Tafeln! Zum Brechen voll, ein Gabenmeer in bunten Farben und lodenden Gerüchen, die Feldküche hatte Heringsalat gemacht, Punsch dazu. Männer aus der Garnison hatten dem Truppenteil ein Häflein helles Gesäß und die Offiziere Butter und Brot gestiftet, dazu wohlweislich bis zum Christfest aufsehende Orden verteilt: Unsprachen, Gesänge, Klavier- und Mundharmonikavorträge, humoristische Gedichte. Hoch lebe der Hauptmann, die Zugoffiziere! Und schreende Briefe lieber unbekannter alter Veteranen. Dazu in bengalischen Rücht-Szenen aus besonders ergreifenden, humorvollen oder bewegten Erlebnissen der Kompanie ... und Schlag Mitternacht mit einem Hoch auf den Landesherren, den Truppen, die Lieben daheim, die Gabenförderer, mit einem Händedruck zwischen Vorgesetzten und Untergebenen rüste in strammer Marschordnung, wie sie getommen, die Kompanie in die Quartiere zurück, schmerzladen wie eine Kohlenzille.

Das werden wir heuer nicht wieder haben. Keine Bühne und kein bengalitisches Feuer. Elektrisches Licht von der Körperszentralspielle. Richtige Glasfenster sicherlich. Nach einem Jahre hat deutsche Ordnung allen Soldaten geschlossene Fenster zu schaffen gewußt. Heringsalat und Punsch, nach Wunsch der Kompanie. Und lebende Bilder — da wüßten wir gar nicht, wo anfangen, so wie haben wir seitdem erlebt. Nicht an Gewesenes denken: Gegenwart, Zukunft!

Was wir aber damals nicht hatten: riesenhöhe Bäume eines flandrischen Waldes, über unjeren Baraden rauschend ein Sturmlied der Heiligen Nacht. Weit für im Vollmond; da, wo der nächtliche Horizont verschwimmt, geisterhaft aufschimmernde und verlöschende Lichter. Gegrüßt Kameraden im Schützengraben zu unseres Herrn Christi Wegeleit. Wir aber, Offiziere und Säbelträger, wir werden bei fröhlicher Weise Tafan und Haß in die Weihnachtsbratpfanne geliefert haben. Werden gar eine Stopfians, ein Spanferlein von den Marschfrauen zu Körtna erstanden haben, und voll von stürmenden Empfindungen, Wein und Zigaretten werden wir vielleicht Arm in Arm noch hinausfließend in die göttliche Nacht des Weltentzünders, gläubig vertrauend, troh des sprühhaft vorausarbeitenden Kriegsgöttermühlens, auf die Sendung des Friedebürtlers.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verlehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Druckjahren irgendwelcher Art, ist unterstrichen und wird gerichtlich verfolgt. All Zufügungen rebellanten Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7, alle anderen Zufügungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Genehmigung zur Reproduktion unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright December 9th 1915 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig. Nummer 3780. 145. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1-7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien,
Weihnachtsnummer. Budapest, New York.

Nr. 3780. 145. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 9 M., frei ins Haus 9 M. 25 M. Preis dieser Nummer 1 M. 50 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M. 50 M. auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M. 9. Dezember 1915.



Feldgrau Weihnachten im Osten: Der Weihnachtsmann im Schützengraben.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Oscar Achgenbach.

a. Batschari //

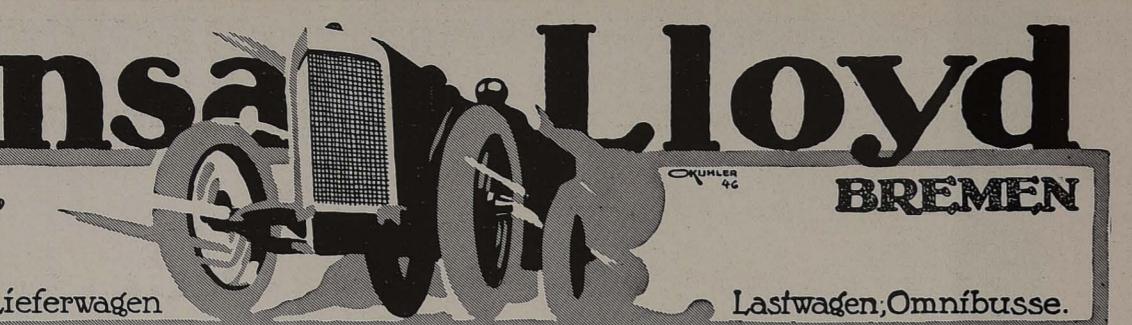
LOVERA
ANONA
FESTINO
CORTINA
Cigaretten

TRUSTFREE

H. R. ERDT 15

Hansa-Lloyd

WERKE A.G.



BREMEN

Lastwagen; Omnibusse.

Personenwagen; Lieferwagen



Freiburg

im Breisgau (Baden)
Schönste Stadt Deutschlands
300 m ü. M. am Fuße des Schwarzwaldes 88000 Einw.
Universität * Garnison * Sport
Auskunft durch den Verkehrsverein.

Bad Elster



Glaubersalz-, Eisenquelle,
Rohlsäure Stahl- und
Moorbäder.
Mild anregendes
Gebirgsklima,
bequeme Waldbspaziergänge.

Blutarmut, Herz-,
Magen-, Nervenleiden,
Verstopfung, Fettssucht,
Frauenleiden,
Rheumatismus, Ischias,
Lähmungen,
Gelenkleiden.

Bes. geeignet zur Nachbehandlung von Krankheiten u. Wunden des Feldzugs.
Das Sanatorium

San.-Rat Dr. P. Köhler

mit heilgymnastischem (Zander-) Institut
und allen sonstigen therapeutischen Einrichtungen bietet jeglichen Komfort. Zahlreiche Gesellschaftsräume, Mandolägen, ärztlich überwachte Diätküchen. Man verlange Prospekt.

KURHAUS Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entzündungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.



Sanatorium
v. Zimmermann'sche
Stiftung,
Chemnitz 16.

Vollkommenste und moderne Kureinrichtungen für physische Diätetische Behandlung. Großer alter Park, freie Höhe Lage. Behagliche Wohnräume, Zander-Institut, Badehalle, Luftbäder, Unterer Inhalatorium usw. Individuelle Diät. Seelische Belebung. Behandlung von Nerven- und Entzündungskuren, Herz, Hautleiden, Darmverstümmelung, Gicht, Rheumatismus, Geschwülsten, Wund- und Wundheilung. Alte. Prost. frei. 3 Kritte. Kriegsteilnehmern Ermäßigung. Chefarzt: Dr. Voebell.



Dr. Warda-Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranken
Blankenburg (Schwarzwald)



Sanatorium Elsterberg

für Herz-, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, Nervenkranken (Neurastheniker, Entzündungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungskuren, Lungen- und Geisteskranken ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer Jr. San.-R. Dr. Römer.

Freudenstadt

Schwarzwald (Stuttgart 2 Stunden). Höhen- und Nervenkurst. 1. Banges. 740 m. Vorräge seiner klimatischen Vorteile und bewährten Sommer- und Winter-Kureinrichtungen hervorragend geeignet für Buhedürftige und Kriegsrekonvaleszenten. 4 Ärzte. Weitbekannte Gasthöfe und Kurhäuser. Pros. frei durch die stadt. Kurverwaltung.



Dr. Nöhrlings Lungenkranken

Sanatorium für Neu-Coswig i. Sa. Nur I. Kl. 15 bis 20 Mk. täglich. Heilbare Lieghallen. Glänzende Erfolge d. eig. Beh.-Methode.

P E R H Y D R I

Unseren tapferen Soldaten
bereiten Sie eine große Freude
durch die Übersendung von
Perhydrit-
Mundwasser-Tabletten

Dieselben sind von der Ärztewelt aufs
beste empfohlen, entwickeln reichliche
Mengen Sauerstoff, desinfizieren die
Mundhöhle, bleichen und konservieren
die Zähne, sind leicht und schnell lös-
lich und stellen, in Wasser gelöst, ein
vorzügliches Mundwasser dar.

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien in Packungen zu M. 2.00, M. 1.20 und M. 0.60.

Krewel & Co., G. m. b. H., chem. Fabrik, Köln a. Rh.

T A B L E T T E N

Württembergische Metallwarenfabrik

Versilberte und vergoldete

Gebrauchs- und Ziergeräte

Schwer versilberte
WMF.-BESTECKE
in allen Stilarten.

Künstlerische Erzeugnisse
jeder Art und Grösse in Kupfer- und
Silbergalvanoplastik

Eingetragenes
WarenzeichenVerkaufsstellen an allen
grösseren Plätzen.Eingetragenes
Warenzeichen

Eigene Niederlagen in:
AACHEN, Theaterplatz 1
ALTONA, Königstraße 29
BERLIN W., Leipzigerstraße 112
BERLIN C., Königstraße 37
CHARLOTTENBURG 2, Joachimsthalerstraße 5
BRESLAU, Schweidnitzerstraße 31
DARMSTADT, Rheinstraße 8
DRESDEN, Pragerstraße 6
DÜSSELDORF, Schadowstraße 30
FRANKFURT a. M., Rossmarkt 15a
FÜRTH I. B., Weinstraße 7
HAMBURG, Hermannstraße 48
HANNOVER, Georgstraße 27
KIEL, Holstenstraße 36

KÖLN a. RH., Hoher Straße 134
LEIPZIG, Grimmaische Straße 25
MAGDEBURG, Breiteweg 55
MAINZ, Ludwigstraße 6
MÜNCHEN, Weinstraße 8
NÜRNBERG, Königstraße 23
POSEN, Berlinerstraße 1
STRASBURG I. E., Brogleplatz 1
STUTTGART, Königstraße 31 B
ULM a. D., Münsterplatz 33

WIEN I., Kärntnerstraße 27
WIEN VII., Mariahilferstraße 62
PRAG, Ferdinandstraße 33
BUDAPEST IV., Walfangergasse 18



Geislingen-St.

STOLLWERCK „GOLD“



RIEMANN
LÄTTERNEN
"GERMANIA"
die beste Marke

BRÜSSEL 1910 GRAND PRIX.
TURIN 1911 2 GRANDS PRIX.
HERM. RIEMANN, CHEMNITZ-GÄBELN.

MARASCHINO
EINIG IN DER WELT



LUXARDO
ZARA
DALMATIEN, Österreich

Anregend!
Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Yohimbin-Tabletten
Kraftigend!

mit 0,006 gr. Gehalt an reinem salzsaurem Yohimbin.
Literatur versendet gratis. Elefanten-Apotheke, Berlin I.,
Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).

Originalpackung 10 Stück M. 2,25, 25 St. 4,-, 50 St. 7,50, 100 St. 13,35, 200 St. 25,-.

Zu Hauskuren
Salzbrunner
Kronen
Quelle
Überall käuflich

Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Griess- und Stein-Beschwerden, Zucker. Broschüren gratis.

Überall käuflich



Jllusion
=Dralle= im Leuchtturm
Blütentropfen ohne Alkohol
Ein Atom genügt.

Entzückende rassige Naturtreue in höchster Vollendung.
Maiglöckchen, Rose, Flieder, Heliotrop, Reseda M. 3,- und 6,-, Veilchen M. 4,- und 8,-.
Überall zu haben.



Riquet Plammut-Kakao VOLL KRAFT

Riquet & Co, A:G. Firma gegr. 1745 in Leipzig

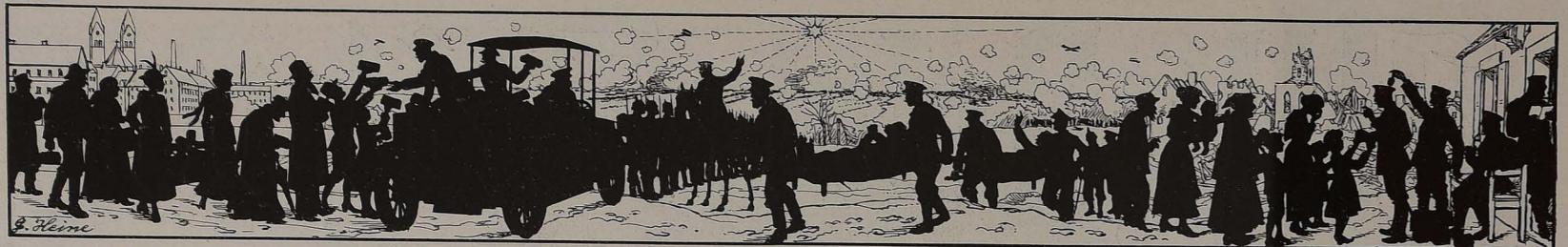
Illustrierte Zeitung

Nr. 3780.

145. Bd.



Weihnachten im Felde: Stille Andacht in einer flandrischen Kirche.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von Walter Hammer.



Weihnachtsgedanken. Von Oberhofsprecher D. E. Dryander, Berlin.

Würlich ging durch die Blätter die Schilderung eines Weihnachtsabends, den im vorigen Jahre deutsche Kriegsgefangene in einem französischen Lager erlebten. In gedrückter Stimmung begannen die Vorbereitungen. Dann erlangten unter dem strahlenden Christbaum die alten lieben Weihnachtstider: „O du fröhliche“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“. Die rauhen Männer aber, die beim bestreitigen Schmerz nicht zuckten, schwanden sich nicht der Tränen, die in den Bart herabtröpfften, während die französischen Wachen verwundert auf den Baum und die deutschen Gefangen Menschen und es nicht verstanden, dass diese harten und stolzen Menschen so weich und still machte.

Sehr begreiflich. Denn kein Volk kennt die deutsche Weihnachtszeit, die auch bei uns in dieser Form nicht über ein Jahrhundert alt ist, und die doch alles einfließt, was Weihnachten uns bedeutet. Die Liebe zur Heimat, in trüber Gefangenenschaft zweifach empfunden, die fröhliche Gemeinschaft des Hauses, die Freude am Jubel der Kleinen, die warne Liebe der Großen, die Erinnerung an den Glauben, der Kindheit und seine so oft im Leben bewährte Kraft, alles das findet, Volksstümliches und Kirchliches, das rein Menschliche und das Christliche in einzigartiger Weise miteinander vermaßt, seinen zartesten Ausdruck in der deutschen Weihnachtsfeier und umweht das Fest wie kein anderes mit einer so zarten Poesie, das ihr nicht leicht einer sich gänzlich entzieht.

So ist es denn ein Wunder, wenn unser Volk, wo es irgend vermaßt, diese Feier sich verhaftet. In wie vielen Gefangenennägeln mag das gleiche Bild sich in diesen Jahren wiederholen! So mehr als einem Schüngengraben wird die Frage erörtert werden, ob wenigstens am Heiligen Abend der Feind das Feuer einstellen oder die Stunden der Feier zu einem Überfall benutzen werde. Schon haben vielleicht die Trotz-Schützen die Tannenfichte, die mutig an der schroffen Felswand emporsteckt, zum Weihnachtsbaum in die Unterstandshütte ausgerichtet. Und dann der Torpedoboot, das die Wogen der Oeffe durchdringt, wird am Christfest irgendwo in Maastricht feiern, die sorgsam behütete Zeitstanne aus verborgenen Räumen hergeholt. Wir grüßen sie alle in Oft und West, die treuen Hüter am Grenzwall des Vaterlands, die unsre Weihnachtsfeier schützen, und wünschen auch ihnen allen mitten in Not und Tod fröhliche Weihnacht!

Aber doch würde diese Feier, die unmögliche Masse der Empfindungen, die in ihm sich sammeln, schwerlich vor der Rauheit des Lebens wie vor der bläsernen Rauheit der Zeit standhalten, trüge sie nicht einen noch feierteren und unerstörbaren Untergrund in sich.

Wir sind heute wie nie ein den Wirklichkeiten des Daseins zugewandtes Geschlecht. Wir freuen uns der reichen Gestaltung des Lebens und der früher ungeahnten Fülle seiner Genüsse. Auch die Wissenschaft hat sich in erster Linie der Naturaerobung und -beherrschung zugefehlt und zweifelt nicht, daß bald das Wort „unmöglich“ aus ihrem Wörterbuch verschwinden werde. Hat doch auch der Weltkrieg dafür seine Beweise geleistet! Aber — wir haben vielleicht mit diesem nach außen gewendeten weltlichen Blick das Auge für die stillen und verborgenen Tiefen verloren, aus denen auch die Kraft für die Weltüberwerbung uns zufrißt. Erfreut ist es gleichwohl nicht. Lauscht doch, bei aller Scheinbarer Ablehnung einer Welt des Übermenschlichen, die Menschheit jedem Klange, der dorthin weist, mit der zitternden Ahnung, daß hier ein Großes auf, für sie verborgen sei. Auch die Stimmen der Metaphysik, auch die der religiösen Weisheit verklungen nicht ungehört. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß unter dem Donnern des Krieges eine religiöse Erhebung, und zwar im christlichen Sinne, sich vollzogen hätte, die alle aufwärts weisenden Kräfte der Zeit in ihren Dienst zog? In diesen Tiefen der Mysterie liegt auch die Kraft der Weihnachtsfeier verborgen. Sie hat, um mit Paulus zu reden, in einem „Mysterium“ ihren Grund. Unter den verschiedenen Religionen der Erde stehen die sogenannten Erlösungsreligionen am höchsten. An ihrer Spitze steht als „ethische Erlösungsreligion“ das Christentum. Es ist die einzige dieser Erlösungsreligionen, die einen Erlöser kennt. Die Geburt dieses Erlösers feiert die Weihnacht!

Freilich nicht wie die Gedenkstage großer Männer begeht die Kirche das Geburtstagsfest Jesu. Niemand weiß seinen Geburtstag. Erst im Jahre 353 ist der 25. Dezember zum erstenmal als solcher in Rom gefeiert worden. Maggebend waren dabei für den römischen Bischof symbolische Gründe, verbunden mit der Klugheitsmaßregel, womöglich der eingebürgerten Gewohnheit heidnischer Feiern eine christliche Feier unterzuführen. Der 25. Dezember, als der kürzeste und zugleich als Tag der wiederkehrenden Sonne, bot willkommenen Anlaß zu der „geistreichen Akkommodation“, Christum als den Sol invictus, als das Licht der Welt, und seinen Geburtstag als den Beginn des neuen Goldenen Zeitalters zu begehen. So wurde das Winterfest der Sonnenwendes, das Fest des siegenden Lichtgottes, das Gefäß, um Jesum als das in die Welt getretene Licht zu feiern. In diesem Sinne hat „mittag im kalten Winter“ das Weihnachtsfest seinen Siegesgang durch die christliche Welt angetreten und sie mit reichem Glanz und Wärme erfüllt. Die „Nox sacrosancta“ wurde

das Heiligtum jenes göttlichen „Geheimnisses“: Gott ist geistig nebeneinander liegen, nun ohne Haß, ohne Leidenschaft, um die Leidende neben dem Leidenden, und jeder den andern erquidern möchte, so eilt die Samariterliebe in die Lazarus, zu den Verlaßenen. Neutralen Ländern wett-eifern mit den kriegsführenden Nationen, zum Zeichen einer Liebe, die über alle menschlichen Spaltungen und Rasseunterchiede hinausreicht. Zarte Frauenhände vollbringen, was die Männer nicht vermögen: sie weben in die Arbeit der Liebe die Wärme, das innerlich Gewinnende und Verlöhnende hinein. In diesem Weben finden zugleich die Trauernden den Trost, den sie brauchen, die Einflammen den neuen Lebensinhalt, der sie betriebt, alle den großen, hohen, feierlichen Zug, der ihr Leben schmückt. Wenn wir dem Ursprunge dieses Stromes nachforschen — er leitet uns schließlich zur Krippe von Bethlehem, zur Weihnachtskunst von Jesu, dessen Licht auch die Finsternis hell macht.

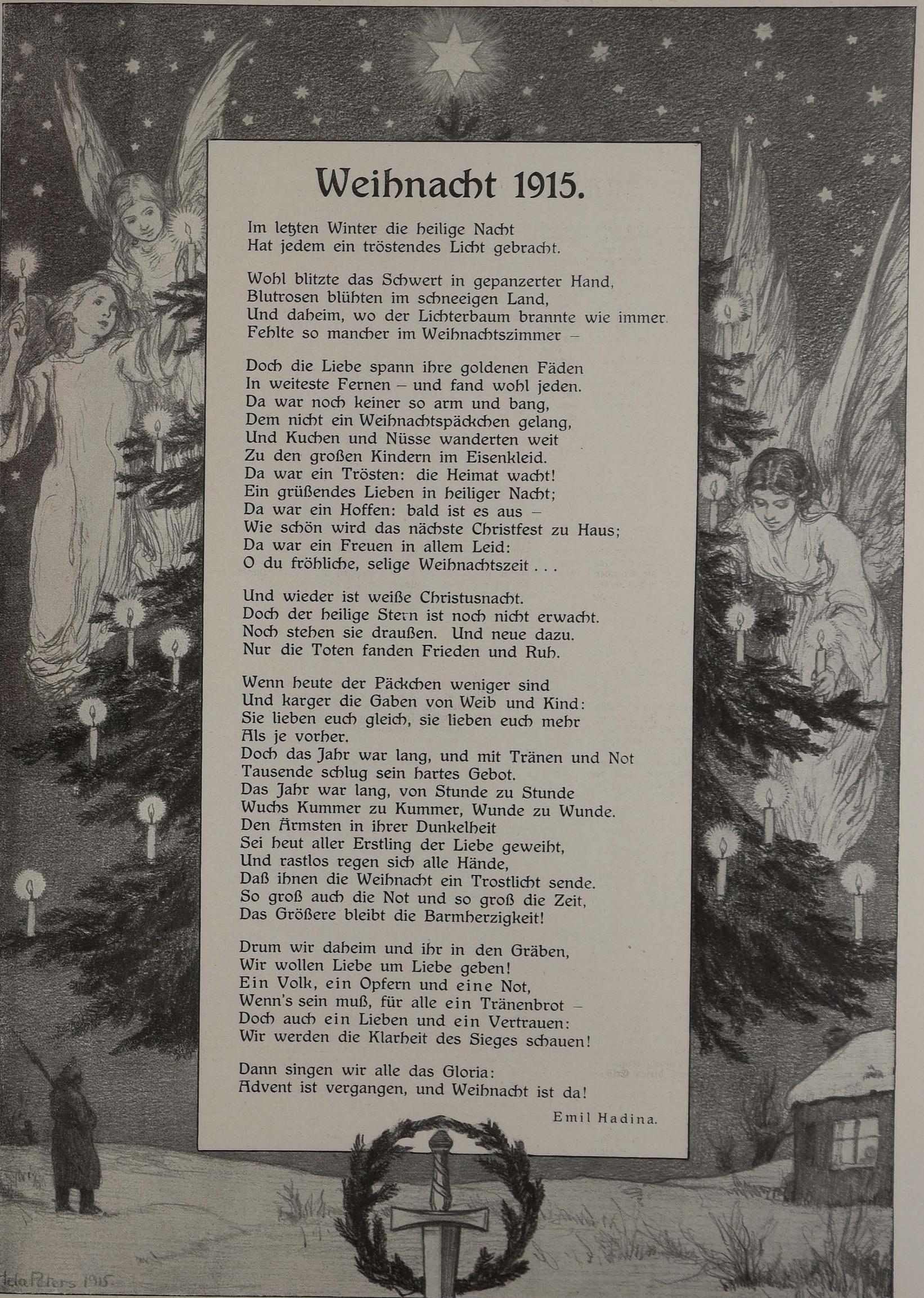
Ich könnte fortfahren, aber ich breche ab. Es erheilt genug, daß es sich bei der Weihnachtsfeier nicht nur um eine süßige Kindererinnerung oder um eine feierliche Sitte handelt. Mit Recht darf man von einer Gabe sprechen, die uns geschenkt wird, und an deren bleibende Bedeutung wir uns pietätvoll erinnern. Denn die Frage drängt sich ja förmlich auf: von wannen stammt die wunderbare Gestalt, die, mitten in der Weltgeschichte stehend, den Wendezeit der Zeiten bildet? Stammt sie von der Erde, d. h. ist sie aus den Kräften, den Begegnungen und Umständen ihres Zeits abzuleiten und zu begreifen, wie andere Genies der Menschheit auch, ein Produkt aus dem Zusammenwirken erdenfördernder Faktoren? Oder verdichtet sich das Geheimnis, das schon das Werden des Genies umgibt, bei ihr zu undurchdringlichem Dintel, das uns nötigt, sie als das Produkt einer anderen Welt zu werten, als den edlen Zweig, der mit seinem Eintritt in die Weltgeschichte dem verwehrten Stamme der Menschheit eingepropst wurde, um sie zu veredeln? Für die Kirche aller Jahrhunderte ist die Antwort nicht zweifelhaft! Wie immer einer die Person Jesu verstehe oder erkläre, Er steht fest, seine Gestalt gehört zu dem Leuchtenden, das die Menschheit aufgebracht hat. Wir wissen kein besseres Wort, das Geheimnis in Worte zu fassen, als den Ausdruck des Paulus — „Gott, geoffenbart im Fleisch!“ — das ist die Gabe der Weihnacht.

Damit beantwortet sich nun auch die Frage, ob wir noch heute Weihnachten feiern, ob wir es auch in der Kriegszeit feiern sollen. Dauert die Wirkung der Gabe ungelöschbar fort, warum nicht ihre dankbare Feier? Und die Kriegszeit? Gewiß, es ist ein herber Gegner, wenn hier von den stillen, heiligen Nächten gesungen wird und draußen der Kanonen donner die ermatteten Schläfer aufschreckt, ein furchtbare Widerspruch, wenn hier Kindermund den Weihnachtspruch von der großen Freude aufsagt und draußen die Brüder zum blutigen Angriff sich rüsten. Darum soll allerdings unsere Feier ernster, stiller und befeindeter verlaufen als sonst.

Über gehalten werden soll sie dennoch. Ja gerade hier soll das Weihnachtsgefühl geweckt, der Weihnachtsfrieden geprägt, der tiefste und eigentliche Inhalt des Festes herausgehoben werden. Woher stammt denn der starke Idealismus, mit dem unser gekämpftes Volk mit unerhörlicher Zuverlässigkeit den Sieg erwartet? Woher dieser Glaube an den Sieg der Wahrheit über die Lüge, des Rechts über das Unrecht, der Reinheit über die Welt des Schmutzes, des Geistes über das Schwergewicht der Zahl? — Seine Kraft liegt darin, daß diese Wahrheit und Reinheit nicht nur als unbekümmerte Idee über der Weltentwicklung schwelt und jedesmal in unerreichbare Ferne zurückweicht, wenn wir sie ergraffen wollen, sondern daß diese Idee Wirklichkeit und Gestalt gewonnen hat in der Person Jesu Christi, durch den sie auch uns erreichbar wird. Unser Weihnachtsfeier soll lauter als sonst verlunden, wenn die Siegeskraft unseres Volkes ruht. Zu den Erinnerungen des Krieges soll auch das gehören, daß der Aufschwung des religiösen Lebens, den wir mittlerweile haben, nicht trüflos verlaufen, sondern daß in unserem deutschen Volke der Religion wieder der königliche Platz angemessen werde, der ihr gebührt. Der göttliche Herrscher der Religion aber steht vor uns in dem Heiland, dessen Geburt wir zu Weihnacht feiern.

Immer ist uns Weihnachten das Fest der Liebe gewesen. — In diesem Jahre gilt es, Liebe in großem Stil zu üben, deren Dozent bis in die feinsten Schützengräben, in die süßesten Gefangenennägeln weht. Soweit uns Möglichkeiten reichen, soll die erforderliche Liebe die Wege öffnen, um jedem das Bewußtsein zu geben, daß er zum Ganzen gehört und dieses Ganze ihn nicht missen will. — Vor allem wir selbst sammeln uns unter dem Weihnachtsbaum zu neuem Glauben an den Sieg des Guten, zum Kampf für die Wahrhaftigkeit an Stelle aller Verlogenheit, zum Ringen um Reinheit wider die Schamlosigkeit, zum Halten an allen den religiösen und sittlichen Gütern, die uns die Weihnachtsbotschaft vor Augen stellt. Nicht das leicht unter ihnen ist, daß der furchtbare Haß überwunden werde, der heut die Nationen trennt. Im Gedächtnis der „allem Volle“ widerfahrenen Weihnachtsfreude werden wir ihnen seinerzeit die Hände entgegenstrecken zu dem großen Verlöhnungstage der Menschheit, auf den jedes Weihnachtsfest weisagend hinweist.

Emil Hadina.



Das Ideal des ewigen Völkerfriedens.

Von Dr. Arnold Rademacher, Professor der Theologie in Bonn.

Die Idee eines ewigen Völkerfriedens ist zu groß und zu schön, als daß sie nicht zu allen Zeiten Gedanken und Wünsche der Menschen, und nicht der schlechtesten unter ihnen, angezogen hätte. Der nur rastende, energieverbrauchende und ermüdende Kampf ums Dasein löst sie wie von selbst, man möchte sagen mechanisch, aus. Dass sie in einer Zeit, wo der waffenstarkende Friede dem sozialen Organismus das Mart aus den Knochen zu saugen drohte und jeden Augenblick sich vor die Katastrophe eines Weltkrieges gestellt sah, eitel veranlagte Geister mit besonderer Lebhaftigkeit beschäftigte, kann nicht wundernehmen. Es ist daher kein Zufall, daß der Pazifismus gerade in der letzten Vergangenheit in internationalen Konferenzen, in Vereinen und literarischen Erscheinungen religiöser, philosophischer, sozialpolitischer und selbst belletristischer Art immer wieder die Größe dieser Idee den Völkern nahezubringen suchte. Der Ausbruch des Weltkrieges hat auf die Verfechter ihrer Möglichkeit verschieden

Kultur hat dieses Sehnen nicht gestillt, es eher noch tiefer empfinden lassen. Wie der Horizont um so weiter zurückweicht, je höher der Standort ist, so auch die Menschheit um so weiter vom dem erträumten Glück entfernt, je mehr sie davon genießen durfte. Nur ein göttliches Wesen, so hoffen es, könnte jenen Zustand heraufführen. Der römische Dichter Vergil begrüßt in seiner vierten Elegie den erwarteten Sohn seines Freundes Afinius Pollio mit Worten freudigster Hoffnung als den Friedensfürsten.

Im Zusammenhang mit der Messiasankündigung bei Jesaja (11,1): „Hervorgehen wird ein Reis aus dem Wurzelstock Isai, und eine Blüte steigt aus seiner Wurzel empor“, schildert die Bibel das Glück des ewigen Weltfriedens im Gottesreich. „Im Gegensatz zu Jesaias blutigen Weltmonarchie, zu dem Schlachtrufe und dem Angstgeschei der Völker innerhalb dieser Weltzeit, erhellt sich dem prophetischen Auge der Blick in den Abschluß der Zeiten, in das verklärte Friedensreich der Er-

nach endgültig überwunden.

Während in den Völkertraditionen das Glückswan-

gen und in den biblischen Büchern und ihren Ausdeutungen das religiöse Interesse für die Friedenshoffnung ausschlaggebend ist, innerhalb deren der politische Völkerfriede nur eine untergeordnete Rolle spielt, haben die Philosophen aus kulturwissenschaftlichen Erwägungen heraus und um ihrer selbst willen die Friedensidee aufgegriffen und ihre Möglichkeit und ihre Aussichten zu ergründen gesucht. Den Ausgangspunkt bildet dabei das Problem des Übels, das angesichts eines Krieges sich mit besonderer Gewalt dem Denken aufdrängt. Dem Krieg als dem größten der physischen Übel kann keine selbständige



Landsturmweihnachten in Nordfrankreich. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Willy Specht.

gewirkt. Er hat die einen mit einer Art pessimistischer Resignation erfüllt, den anderen angeblich der kulturarmen Folgen des Völkerkriegs einen Beleg mehr in die Hand gegeben, um den Erfahrungsbeweis für die Notwendigkeit ihrer Verwirklichung zu erbringen. Es ist ein in der Menschenfeind liegendes Gesetz, daß sie sich mit der unvollkommenen Wirklichkeit nicht zufrieden geben will, und daß die Not des Lebens den Blick wehmuthvoll auf eine schöner Vergangenheit zurück und sehnsüchtig nach einer besseren Zukunft vorauslenkt, wo die Seele der einzelnen und der Völker Heimat und Ruhe findet. Das Paradies der Vergangenheit und der Zukunft, das goldene Zeitalter eines ewigen Friedens, ist der Ausdruck, in dem sich dieses Sehnen verbündet. Ist es nur eine Idee, ein bloßer Traum, oder ist es ein Ideal, dessen Verwirklichung, wenn auch nicht von diesem eisernen Zeitalter, dennoch von einer fernen Zukunft erwartet werden darf?

In den Sagen der Vorzeit tritt die Idee des Völkerfriedens in den verschiedensten Formen uns entgegen. Wer hätte sich nicht schon in der Jugend erwärmt an der Schilderung des goldenen Zeitalters bei Ovid, wo die Menschen aus freien Stücken ohne Gefet und Rächer Treu und Recht bewahrten, wo es nicht Strafe noch Furcht gab noch drohende Worte auf ehrner Tafel, wo keine flehende Schar das dräuende Urteil ihres Richters zu fürchten hatte und jeder ohne Beschützer sich seiner Sicherheit freuen konnte? Eine noch so hoch entwickelte

lösung, in welchem nicht nur die Menschheit ihre Söhne gefunden und den Eingang in die Ruhe, sondern auch die gesamte Schöpfung ... den Frieden des Paradieses wiedergefunden hat“ (Doch und Reitich, „Die heiligen Schriften“ II, 696). Dann werden die Völker ihre Schwerter umgeschmieden in Blasphemien und ihre Lanzen in Sicheln; dann wird nicht mehr Volk gegen Volk das Schwert ergreifen, und nicht mehr werden sie das Kriegsführen erlernen (2,4). Ein Jahr wird sitzen unter seinem Feiernbaum, ohne daß jemand ihn ausschreit (Mich. 4,4). Dann wird wohnen der Wolf bei dem Lamm und der Bär bei dem Böcklein, Kall und Löwe und Schaf weiter beieinander, und ein kleiner Knabe wird sie leiten. Kuh und Bärin werden zusammen lagern ihre Jungen, und der Leu wird dem Kind gleich Stroh kriessen. Und der Säugling spielt an der Ratter Höhle, und auf das Auge der Schlange legt der faun Entwöhnt seine Hand.

Die politischen Reichshoffnungen der Juden fanden in der buchstabilen Auslegung dieser Bibelworte willkommene Nahrung und drangen, da ihre Erfüllung sich immer mehr verzögert und immer ausichtsloser schien, auch in christlichen Kreise ein: das tausendjährige Reich soll den ewigen Völkerfrieden beichern. Die apokalyptischen Gesichter mußten eine großräumige Deutung gefallen lassen, um als Unterlage für militärische Vorstellungen zu dienen. Das Ringen des jungen Christentums mit der heidnischen Staatsgewalt mochte in manchen Seelen mit der Sehnsucht

Bedeutung innenwohnen; er kann nur um eines Gutes willen da sein. Schon in der Staatslehre des Aristoteles

begegnet uns der Gedanke, daß der Krieg nur um des Friedens willen da ist, wie die Arbeit um der Müh und das Notwendige und Nützliche um des Schönen willen, daß die Bürger zwar imstande sein sollen, Geschäfte zu treiben und Krieg zu führen, mehr aber noch in Frieden und Müh zu leben, daß der Gesetzgeber darauf bedacht sein müsse, das Kriegswesen und die ganze übrige Gelehrte dem Zweck der Müh und des Friedens unterzuordnen.

Das Weltbild der Alten war freilich noch zu eng be-

grenzt und der politische Blick noch zu kleinstaatal orientiert, um über den Völkerfrieden hinaus sich auch über den allgemeinen Völkerfrieden schon Gedanken zu machen.

Erst mit den Auftreten internationaler Beziehungen und

Bewegungen konnte das Problem eines Weltfriedens auftreten und trat mit Dringlichkeit auf in einer Zeit, wo

Völker anfangen, Weltpolität zu treiben. Die Scheidewände

der Staaten werden dünner, die Mischung der Nationen

schreitet unaufhaltsam fort, der Einzelstaat genügt sich nicht mehr vollkommen in allen Bedürfnissen, es kommt zu internationalen Handelsverträgen und politischen Staaten-

bünden, die auf eine forschreitende Lockerung der staat-

lichen und nationalen Abgeschlossenheit und auf eine

Erweiterung der staatsbürgerlichen zu weltbürgerlichen

Interessen hinzuwirken scheinen.

In Deutschland fand dieser weltbürgerliche Gedanke

in einer Zeit der staatlichen und nationalen Ohnmacht



Zur Weihnachtszeit bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten: Anfang der Weihnachtszeit in einer Referetstellung in Magyarn.

Nach einer Zeichnung für die zypriotische „Illustrirte Zeitung“ von W. Gauß.



Christus tröstet einen verwundeten Krieger. Nach einem Gemälde von Professor Walther Firle.



Die Verwundetenfürsorge im Kriege: Befördern eines Lazarettsuges auf dem östlichen Kriegsschauplatz.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem aus Gront im Dienst eingezogenen Kriegsmaler Josef Correggio.

nach dem Dreißigjährigen Kriege, die sich in der Bewunderung und Nachahmung des fremdländischen nicht genug fanden, neue Nahrung. Unseren Dichtern und Philosophen kam das vaterländische Gefühl immer mehr zugunsten cosmopolitischer Träume abhanden. Bekannt ist

einem Brief an Gleim: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifigen Patrioten nach meiner Denkungsart das allerleste ist, wonach ich geizig würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich Weltbürger sein sollte.“ Immanuel Kant hat im hohen Greisealter in einer eigenen Abhandlung „Zum ewigen Frieden“ dieses weltbürgerliche Ideal vertreten und „Präliminar- und Definitivartikel“ für denselben entworfen. Er erblieb grundätzlich in einem freien Völkerstaat, der durch den freien Zusammenschluß der Bürger entstünde, den Idealzustand; weil dieser aber bei der herrschenden Form des Völkerrechtes keine Aussicht auf Verwirklichung habe, so sei eine Weltrepublik, d. i. ein sich stets weiter ausbreitender Staatenbund als „negatives Surrogat“ eines Völkerstaates anzustreben. Sein ganzer Ingrimm gilt dem bestehenden Völkerrecht, das mit der Moral im Streit liegt und den Weltfrieden hinterhält. Im Gegenzug zu Kant seien viele neuzeitliche deutsche Philosophen in dem Kriege nicht nur eine im Völkerleben nur einmal bestehende Tatsache, ein unvermeidliches Übel, sondern vielmehr einen Fortschrittsfaktor. Sie geben dem alten Heraclitos Recht, der den Krieg den Vater aller Dinge nennt. Hegel befürchtet von einem ewigen Frieden die Verküpfung der menschlichen Gesellschaft, Rießsie fordert eine sittige Ausbildung und Steigerung der kriegerischen Eigenchaften im Interesse der Hinausführung des Kriegsvolken. Dagegen

hat der Deutsche Monistenbund durch eine amerika-

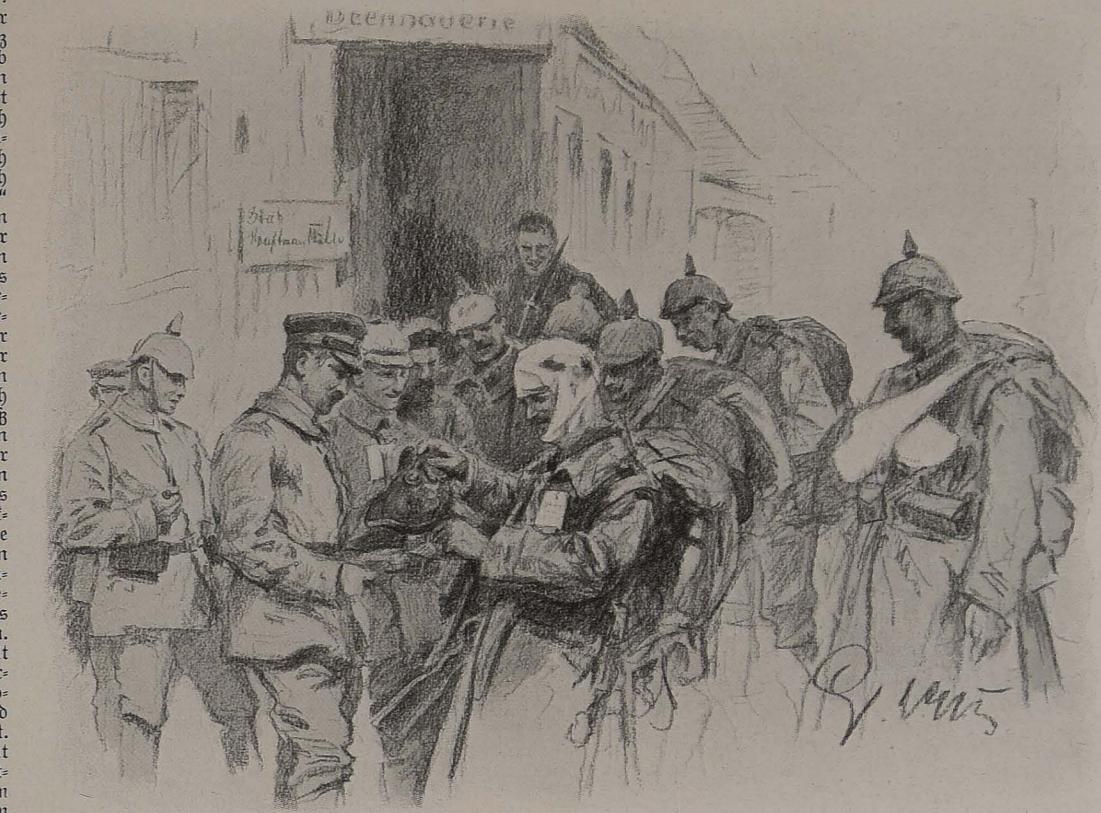
nische Rednerin auf seiner Magdeburger Tagung im September 1912 eine „internationale Weltpetition für den Völkerfrieden“ begründen lassen, und sein Vorstand Wilhelm Ostwald gibt seine Ansicht dafin und: „Für den Völkerfrieden besteht nicht die Frage, ob er eingeführt

II. Ist der Völkerfrieden ein Gut, und dürfen wir auf seine Verwirklichung hoffen? Der erste Teil der Frage ist leichter zu beantworten als der zweite. Absolut gesprochen, kann darüber kein Zweifel sein, daß der Friede das höhere Gut ist; denn Krieg wird um des Friedens willen geführt.

In einer idealen Welt kann für den Krieg weder unter den Personen noch unter den Völkern ein berechtigter Platz sein. Kant sieht in dem Krieg das furchtbare Altertum auf die moralische Ordnung. Es kann sich nur fragen, ob der Krieg in der realen konkreten Welt als kulturfördernder Faktor anzusehen ist.

Der Krieg ist auf der einen Seite ein Wertzerstörer und Kulturmörder. Er ist als Angrißskrieg nach Herder ein unmenschliches, ärger als tierisches Beginnen, und seine Folgen sind so furchtbar, daß alle edlen Menschen den Abscheu gegen ihn mit warmem Menschengefühl ausbreiten. Väter und Mütter ihre Erfahrungen darüber den Kindern einföhnen sollten, damit das furchterliche Wort Krieg, das man so leicht ausspricht, den Menschen nicht nur verhaft werde, sondern daß man es mit gleichem Schauder als den St. Veitstanz, Pest, Hungersnot, Erdbeben, den Schwarzen Tod zu nennen oder zu schreiben kaum wage. Der Krieg kann aber auch ein Wert- und Welterneuerer sein. Es ist oft genug gerühmt worden, wie der gegenwärtige Krieg im politischen und gesellschaftlichen, literarischen und religiösen Leben eine Wiedergeburt herbeigeführt, wie er so manches

Ungeheure, Dekadente, Perverse hinweggezeigt, wie er die edelsten Kräfte unserer Natur mobil gemacht und zu Hause und im Felde Kraftleistungen von Heldenmut ausgelöst habe, deren wir die vermeidliche Überfultur der Jetzzeit nicht für fähig gehalten hätten. Man weist auch gern hin auf den wirtschaftlichen Aufschwung,



Auch eine Weihnachtsfreude: Ein aus der vorderen Linie in Flandern kommender Verwundeter erhält seinen Kameraden, wie ihm sein Helm das Leben gerettet hat. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Fritz Groteweyer.



Ausladen von Weihnachtspaketen auf einem Bahnhof im Etappengebiet in Westflandern. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Fritz Groteweyer.

den ein Volk nach einem Kriege, nicht nur nach einem glücklichen, zu nehmen pflege. Der Krieg wirke wie ein reinigendes Ungewitter, wie ein alles Mögliche hinwegfegende und das Lebensfröhliche entlastende und seitigende Sturmwind, wie ein Selektionsprinzip, das zwar alles Grausam befehige, aber nur, um den Starten Lust und Likt und Lebenstrafe in reicherem Maße zu zuführen. Ein empirischer Beweis für die behauptete Kulturkraft des Krieges kann freilich nie geführt werden, weil kriegsführende und kriegslose Zeiten niemals nebeneinander gestellt werden können und selbst wenn dieses möglich wäre, nicht entschieden werden könnte, was auf Rechnung des Krieges und was auf die des Friedens zu stehen wäre. Über den Kulturwert oder -unwert des Krieges wird daher wohl nie eine vollkommene Übereinstimmung zu erzielen sein. Die Gegner des Krieges werden jedenfalls nicht widerlegt werden können, wenn sie darauf hinweisen, daß der Krieg als solcher keine Werte schafft. Er ist höchstens eine Gelegenheit oder ein Anlaß, der vorhandene kulturschaffende Kräfte anregt und entbindet, und es ist außerdem noch sehr die Frage, ob eine solche Entbindung nicht auch durch diese Kräfte selbsttätig erfolgen könnte. Wer an einer ständigen Aufwärtsentwicklung der Menschheit glaubt, wird der Hoffnung leben, daß es einmal in einer, vielleicht noch ferien, Zukunft solche brutalen Katastrophen nicht mehr bedürfe, um die in der Menschheit liegenden Energien zu fließen zu bringen.

Dürfen wir auf einen ewigen Völkerfrieden hoffen? Wir möchten die Frage mit einem herzhaften „Ja“ beantworten. Zunächst um der Ehre der Menschheit willen. Wie der Einzelwillen, so ist auch der Völkerwillen im

Jahrbüchern“ (Bd. 160 [1915], 66), „daß kein heutiger Staat schamlos eingefiehlt, daß ihm die Macht vor dem Rechte gehe, sondern daß jeder sich bemüht, seine Handlungen mit dem Schein des Völkerrechts zu umkleiden, und jeder den Gegner fortwährend Verleumdungen des Völkerrechts vorwirkt, beweist, daß bei jedem Kulturstaat die Idee des Völkerrechts lebendig ist und sie nur zeitweise vom nationalen Haß oder der blinden Volksleidenschaft gelähmt und erstickt wird.“ Der Gedanke an die Laisten des bewaffneten Friedens, dessen ungeheure Kosten den Kulturaufgaben entzogen werden, beweist sich in der gleichen Richtung. „Soll ein derartiger Zustand der bürgerlichen Gesellschaft der natürliche sein?“ fragt mit Recht der Papst Leo XIII. in seinem Rundschreiben „An alle Fürsten und Völker der Erde“.

Die Hoffnung wird unterstellt

durch die zunehmende Annäherung der Nationen als Folge

nicht nur gemeinsamer kultureller

Interessen, sondern mehr noch blütlicher

Wirkung, die allein die elemen-

tare Leidenschaftlichkeit des Na-

tionalismus wifikant zu dämpfen ver-

mag, am meisten aber durch die wirt-

schafspolitischen Be-

ziehungen der Völ-

ker, den „Handels-

geist“, wie Kant

sich ausdrückt, der

mit dem Kriege

nicht zusammen be-

stehten kann.

Wenn der Ge-

danke des Fortschritts

und der Humanität

nicht stark genug ist,

jenen Idealzustand

heraufzuführen,

dann darf wir von

dem Einfluß des

Christentums der

Friedensidee erwar-

ten. In seinen Grün-

den liegt die Den-

nung und in seiner

Größe, wie wir glauben, auch die Kraft,

die Völker zu verbünden und zu einer

großen Familie zusammenzufüßen. Es

hat auf diesem Gebiete bereits seine ge-

schichtlichen Verdienste.

Joseph Hergen-

röther zeigt in seinem Werke „Katholische

Kirche und christliche Staat“ (S. 23f.),

wie die mittelalterliche Kirche bemüht war,

den Krieg aus der Welt zu verbannen

und, da dies nicht möglich war, wenigstens ihn einzuschränken, ihn durch das Verbot

aller mörderischer Waffen zu mildern und

die Entscheidung über Recht und Unrecht

dieselben unter ihre Autorität zu stellen.

Die Haager Friedenskonferenz hat

die an sie geknüpften Erwartungen leider

nicht erfüllt. Solange ein Volk die Allein-

herrschaft der Miere behauptet, wird

ein solchen Tribunal die Kraft fehlen,

etwa auf einen allgemeinen Frieden ge-

richtete Beschlüsse wirksam durchzusetzen.

Ist einmal die Freiheit der Miere er-

kämpft, so besteht eine begründete Hoff-

nung, daß Krieg und Friede der Völker nicht

mehr von der Willkür eines Volkes abhängt.



Eine Proviantkolonne bringt die ersehnten Weihnachtsbäume mit.



Beim Schmücken des Weihnachtsbaumes.

Prinzip frei. Warum sollten wir nicht in der Aufwärtsentwicklung der Menschheit einen Zustand erwarten dürfen, wo die Einfachheit und die Lüchtung vor den ewigen Gesetzen derart die Herrschaft auf dem Völkerleben gewinnen wird, daß durch „Friedens-justis“ und gültige Vereinbarung erreicht werden kann, was bisher dem Prozeß und der Entscheidung der Waffen überantwortet war, um so mehr, als der Völkerwillen tatsächlich von wenigen führenden Persönlichkeiten vertreten wird? Dazu kommt der Gedanke der Humanität angesichts der Grausamkeit, die der Krieg infolge der Fortschritte der Technik nicht nur für die Kriegsführenden, sondern auch für friedliche Bürger angenommen hat, und der gewaltigen Schädigungen, die er auch für nichtbefestigte Staaten mit sich bringt infolge der weltwirtschaftlichen Störungen und Kriegen. Der englische Führer der Konservativen, Lord Balfour, hat noch im Juli 1912 im Unterhaus gefragt: „Meine Hoffnung auf den Frieden ist auf die Tatsache ge- gründet, daß ein moderner Krieg, insbesondere ein allesumschließender Krieg, ein so niederschmetterndes Unglüd sein würde, daß der unüberlegteste Staatsmann erschreckt vor dieser Aussicht zurückweichen muß.“ Er hat freilich unterdessen seine Meinung geändert, aber das hindert nicht, daß in den Folgen eines modernen Krieges, und noch mehr eines Krieges der Zukunft, starke Antriebe liegen, ihn mit allen Mitteln aus dem Leben der Völker allmählich auszuhalten. Das Prinzip der Humanität wird sich immer mehr durchsetzen, nicht nur in der Handhabung des unvermeidlich schlimmenden Krieges, sondern auch in den Maßnahmen zur Befreiung des Krieges überhaupt und wird, so hoffen wir, einstmal über ihn triumphieren.

Gegenwärtig läßt freilich der Abstand zwischen Privatrecht und Völkerrecht noch zu weit auseinander, um eine baldige Befreiung dieser Hoffnung zu rechtfertigen. Erst muß sich die Völkermorale an der Völkermorale wie diese am Naturrecht orientieren. Kant würde heute noch grimmiger die Wirkung von Völkerrecht verdammten als zu seiner Zeit. Doch brauchen wir auch in dieser Hinsicht nicht ohne Hoffnung zu sein. „Der Umstand“, sagt Gustav Schneider in den „Preußischen



Soldaten tragen ihren verwundeten Kameraden die fertig geschmückten Weihnachtsbäume ins Lazarett.

Vorbereitungen zum Weihnachtsfest an der Front.



Madonna di Rocco.

Die Geschichte zweier Kriegsweihnachten.

Von Carl Graf Scapinelli.

Bon dem herrlich gelegenen Dolomitenhotel waren die meisten Gäste heute nach Bozen gekommen, um dem Auszug eines Erkbatallons der Tiroler Kaiserjäger bei zuwohnen. Spätherbst 1914 war's, seit Wochen hatte der Krieg gegen Russland und Serbien gewütet, und manch braver Sohn des Tiroler Landes war auf schmutzigem Feld in Polen zur ewigen Ruh' bestattet.

Über den brausenden Ruf des Vaterlandes ließ keinen, der da heute auszog, nur einen Augenblick bange zaudern — der Kaiser rief seine Schützen, rief seine Tiroler, und jubelnd folgten sie ihm!

Als käme der Landesherr selber, so dicht war heute der alte, weise Walterplatz in Bozen mit Zuschauern besetzt, daß mit Klingendem Spiel die Hechtgrauer mit dem Edelweiß am Steigen, dem Federstiel am Rappi in jauhendem Zug, mit entblößtem Haupt sahnt ot, die Rappen schwängend, der tückigsten einer der österreichisch-ungarischen Truppen, dahergesogen kamen. Von den Fenstern der Häuser war man Blumen, schwang man Tücher; aus dem ersten Abschluß war eine brausende patriotische Zeter geworden.

Die Mütz an der Spiege zwiebte „O du mein Österreich“. Hoch auferichtet, stramm, als Jähe ganz Bozen auf ihn, schritt Leutnant Andreas von Höllerer an der Spiege seines Juges, ein Jungling im ganzen Aussehen, groß, blond, helläugig. Lang genug hatte er als junger Forstbeamter in der Kanzlei gesessen, jetzt hieß es zeigen, was er als Soldat wert war.

Da plötzlich in seinen hellen Augen ein Aufleuchten; dicht am Walterdenkmal gehetzt stand Hella Demeter und daneben sein älterer Bruder Leopold, und unwillkürlich brach sich das Mädchen, die kühle, vornehme Hella, Bahn durch die Menschenmauer, kam auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand zum Abschied, summ und mit lächelnden Augen; zägernd war Leopold gesetzt — zägernd und ein wenig erstaunt. Aber dann gab auch er ihm die Hand, herzlich und wohlgemut.

„Man muß auf seine Gesundheit achten, Herr Demeter,“ meinte Leopold, „dann hat's Ihre Familie da auch ganz anders.“ „Ein jüngster,“ rief Hella, „aus dem kleinen Schreibtisch.“ „Ich, im Kriege hat der Arzt nichts zu sagen, nur das Militär“, versetzte der Fabrikant.

„Na, das hat dir aber doch auch geraten, von der Grenze wegzugehen“, war seine Frau ein. „Und all die Sorgen dort zu lassen“, brummte der alte Demeter.

„Mein Mann ist unverbesserlich, er qualitàt sich fort mit dummen Gedanken an seine Fabrik!“

Vor dem Kreis stand das Auto bereit, das die Familie nach den Dolomitenbrüchen bringen sollte, wo sie nun seit Wochen in einem der vornehmen Hotels hausten.

Leopold von Höllerer hörte die Mutter Hella, einer kleinen, rundlichen Dame, schenkt außermittag zu, aber sein Blick wußt nicht von der Gestalt des Mädchens. Und da die Eltern schon im Grund des Wagens saßen, da fügte er sich, daß er länger wie sonst Hella langgestreckt, die Hände hielten, nicht zwingen zum Schweigen, zum Duldern und zum Hören.

„Dafür ich morgen zu einer Tennispartie kommen,“ rief Hella, „aber natürlich, Herr Doktor! Es wird ja so einsam dort oben.“ „Ich bitte Sie logar, zu kommen!“

Danach verneigte er sich, schlug die Wagendecke vor, sah über ihre jungen Glieder, daß sie eingestiegen war, und sah lange dem dahinschauenden Auto nach.

Einmal im Leben würde er doch Glück haben. Und dieses Glück, Hella genannt, wollte er fassen, fassen mit beiden Händen, unbekümmert um alles.

Was war bis jetzt sein Leben gewesen? Ein Zurückstehen hinter all den Robusten und Starken, hinter den hübschen und Aufrechten, hinter Brüder und Bruderliebe.

„Die schon hatte er ein Mädchen gerne gelehrt, aber wenn neben ihm, dem kleinen, unansehnlichen mit der großen goldenen Brille, dem schütteren Haar, wieder irgend so ein Aufrechter erschien, da gab er den Kampf gleich auf, ehe er ihn benennen, führ zurück auf sein Schlafzelt, sein armelloses, altes, verchuldetes Schloßel in die Bergsteinheit, und vergräbt sich in Erfindungen, in kleinstliche Studien,

„Gewiß nicht, wir leben aber in einer Zeit, da glaubt ein jeder, es müsse so sein. Ordentlich scheel angesehen wird man darob!“

Balden war Hella in sein Leben getreten,



ohne daß er es zuerst gemerkt hatte. Bis jetzt hatte er, in dessen Aldern das Blut eines italienischen Mutter floß, den führen norddeutschen Damen, die er da und dort in Südtirol kennen gelernt, wenig Gefallen abgerungen. Der Dialekt, ihre ganze strenge Erziehung, ihre herbe, schlichte Art machte es ihm von vornherein schwer, Brüder von ihnen zu schlagen. Erst der bewunderndwürdige Gleichmut Hella, der seine schüchternen gezeigte Höflichkeit nicht hinter die stürmische seines Bruders Andreas stellte, hatte es ihm angetan.

Es war in den frühen Wochen dort oben, da Andreas von der Kompanie rasch herübergeritten kam, zwischen den Brüdern nie zu einem Wistton gekommen, denn Hella wußte Andreas' Art zu dämpfen. Der flotte, junge Reserveoffizier wurde als Kamerad genommen, dessen Betreuungen man überholt, der ernste, ältere, brüderliche Bruder wurde er. Und einer wußte es besser als ein Aufstader der Freunde gewesen, die hinausflogen, bangt — Nein, er konnte beruhigt sein. Und eine Welle Blut schokt ihm vor Freude ins Gesicht, jetzt kommt er hoffen.

Im Hotel Greif am Bettplatz erwarteten die Eltern Hella und den Doktor.

„Stramme Jungs“, sagte der alte Fabrikant Demeter, „die werden den Mützen schon kommen!“ — Aber wir müssen es tun, um zeitig früh erst auf sein „Schloß“ zurückzutreten, und setzte sich an den kleinen Schreibtisch. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, ein paar dumme Zeilen hinzutragen, irgendwie seine Gefühle auszudrücken. Daß er vor sich einen Bleistiftbrief liegen — von Andreas. Gegenüber möchte ihm noch rasch vom Bahnhof gebracht haben.

Er ging auf sein Zimmer im Hotel, das er für heute innehatte, um morgen zeitig früh erst auf sein „Schloß“ zurückzutreten, und setzte sich an den kleinen Schreibtisch. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, ein paar dumme Zeilen hinzutragen, irgendwie seine Gefühle auszudrücken. Daß er vor sich einen Bleistiftbrief liegen — von Andreas. Gegenüber möchte ihm noch rasch vom Bahnhof gebracht haben.

„Ein hübscher Gedanke, Herr Doktor! Ich hab' Sie im Gedacht, daß Sie nicht nur in alten Bänden schwärmen, sondern auch heimlich dichten!“ — Sie lachte hell auf.

Und dieses Lachen tat ihm wieder wohl. Nein, sie war ohne Falch, das war nur früher ein Aufstader der Freunde gewesen, die um alle, die hinausflogen, bangt — Nein, er konnte beruhigt sein. Und eine Welle Blut schokt ihm vor Freude ins Gesicht, jetzt kommt er hoffen.

Aber nun war Andreas fort, ein Vergleich unmöglich, und nun stand er, Doktor Leopold von Höllerer, allein am Platz, er, der Unanständliche, dessen Schriften über Tiroler Heimatfunk einen gewissen Ruf hatten. Und er wollte diesen Glücksfall ausnutzen.

Er ging auf sein Zimmer im Hotel, das er für heute innehatte, um morgen zeitig früh erst auf sein „Schloß“ zurückzutreten, und setzte sich an den kleinen Schreibtisch. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, ein paar dumme Zeilen hinzutragen, irgendwie seine Gefühle auszudrücken. Daß er vor sich einen Bleistiftbrief liegen — von Andreas. Gegenüber möchte ihm noch rasch vom Bahnhof gebracht haben.

Er ging auf sein Zimmer im Hotel, das er für heute innehatte, um morgen zeitig früh erst auf sein „Schloß“ zurückzutreten, und setzte sich an den kleinen Schreibtisch. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, ein paar dumme Zeilen hinzutragen, irgendwie seine Gefühle auszudrücken. Daß er vor sich einen Bleistiftbrief liegen — von Andreas. Gegenüber möchte ihm noch rasch vom Bahnhof gebracht haben.

Zug dröhnen ein martiges Lied an, von Kraft und Sieg, von den Mädeln in der Heimat, von ihrer Freude!...

Und der Sang der ratternden, rollenden Wagen mischte sich hinein — jeden Laut Leopolds begraubend, seinen schüchternen Protest tödend!

Wochen gingen dahin, auf den Gaden der Dolomiten in den Höhstälern lag tiefer Schnee. Alltäglich fuhr Doctor von Höllerer mit seinem kleinen Schlitten zum Alpenhotel, alltäglich spießte er dort an Hellas Seite, alltäglich machte er mit ihr eine kleine Wanderung in der beschneiten Umgebung. Schüchtern fast, fast schulbewußt war sein ganzes Auftreten dem schönen Mädchen gegenüber, aber sie fühlte aus den halben Worten, die er sprach, aus den garten Andeutungen, die er machte, daß ein tiefer, liebster mit allen Zellen seines Herzens.

Von ausgelajener Stimmung war nichts zwischen ihnen, die weniger Gäste des Hotels waren lauter still, eingehobte Leute, die hierher dem Krieg entflohen, Menschen, deren Leben kämpften, deren Sorgen machgeworden in der schweren Kriegszeit.

Von ihres Vaters nervöser Stimmung war auch auf alle andern ein Stich gefallen. Trotz der Herrlichkeit der winterlichen Alpenwelt, trotz dem Komfort des Hotels, trotz allem fühlte man die Kriegszeit.

Alle Tage gingen die beiden den kurzen Weg zu einer schlichten alten Waldkapelle, nach der der nahe kleine Weiler, der schon italienische Bevölkerung aufwies, seinen Namen hatte: Madonna di Rocco.

Und wenn Leopold den ganzen Weg über oft geschwiegen, stumm an des Mädchens Seite geschritten, hier auf der alten Holzbank vor der Kapelle der Madonna di Rocco, da wurde er seltsam gesprächig. Da ließ er Hella in sein Inneres sehen, da sprach er von sich und von ihr und von ihnen beiden. Ganz zart deutete er auf eine Zukunft hin, eine einfame, schöne Zukunft auf seinem Schloßel.

Sie hörte ihm zu, ruhig und flug dazueinfend, sie nickte ihm Beifall — sie kam ihm ganz langsam näher.

„Frau Bischöfe hörte auf ihn und fühlte, daß fernab des Kampfes noch Herzen klopften, die tief in sich kämpften, und das rührte sie. Es gab still, stumm, kleine Hinterlandshelden, neben den großen draußen im Schlagt-gummel.

Dann und wann fragte sie noch nach seinem Bruder Andreas, ob er denn schreibe, und dabei wurde Leopold seltsam ernst und mürrisch und meinte, er ließe oft einmal was hören, aber nicht viel!

„Reinen Gruß für mich?“

„Nein — keinen Gruß!“ Daß trostig, bösartig kam das heraus. Er war sich klar, er sprach eine bewußte Lüge, aber sie war notwendig, er ließ sich von den Starken da draußen sein Glück daheim nicht stören. Er war nicht immer zum Hüter bestimmt, er wollte auch selbst einmal tun und lassen, was er wollte.

„Oh, er war kein Feigling, er würde es zur gegebenen Zeit seinem Bruder schon schreiben oder sagen. Nur jetzt noch nicht, da die Jäger zu zart waren, die ihn mit Hella verbanden, um berührt zu werden.

Immer näher rückte die Zeit von Weihnachten heran, die Damen im Hotel hatten alle möglichen Sachen für die Truppen zusammengepackt, und auch für das Bataillon, dem Leopolds Bruder angehört, wurde eine Kiste zusammenge stellt. Hella hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst in Bozen verschiedene Einläufe dafür zu besorgen. Mit Eifer suchte Leopold, ob sie für Andreas persönlich etwas hinzufügen würde, sie tat es nicht. Das freute ihn fast! Das entlaßte sein mimosenhaftes Gewissen.

Noch trennten sie wenige Tage vom stillen Friedensfest. Es sollte im Kriegsjahr doppelt still auch hier draußen gefeiert werden. Über deneben freute sich Leopold darauf, es sollte das schönste Weihnachten seines Lebens sein, sein Verlobungsfest zugleich, wenn — ja, wenn ihn Hella nehmen.

Und wieder saßen sie an der kleinen Kapelle der Madonna di Rocco, im sintenden Winterabend. Rot schimmernde die Schneehänge der Dolomiten herüber, der Schnee knirschte, wenn ein Fußtritt vorbeikam. Und er



Und wenn Leopold den ganzen Weg über oft geschwiegen ... hier auf der alten Holzbank vor der Kapelle der Madonna di Rocco, da wurde er seltsam gesprächig ...

dort bei einem kleinen Kunsthändler eine Nachbildung der Madonna di Rocco für Hella zu erstein.

In der Halle des Hotels hatten sich die Gäste versammelt, für die Familie Demeter brachte ein eigenes Bäumchen auf einem Tische in der Ecke, und davor stand eine hübsche Rahmen das Bild der Madonna di Rocco. Eine stillle Gruppe von Menschen stand davor, Herr und Frau Demeter, ein paar Bekannte und Leopold. Seltiam, gerade er war heute der Außergewöhnlichste, der Lustigste von allen. Während bei den anderen der Gedanke an den Krieg, an die Lieben da draußen die Stimmung drückte, war Leopold fröhlig. Kein Jahr war so schön gewesen, kein Fest so heiter gewesen. Noch ein, zwei Stunden, und er war der glücklichste Mensch auf Erden, er war Hellas erklärter Bräutigam.

Während er gerade wieder mit ihr vor dem beleuchteten Bäumchen staunend und lachend stand, kam der Portier des Hotels zu ihm und rief ihn hinaus. Ein Bote aus dem Schloßel sei da, mit einem wichtigen Telegramm. Ärgerlich ging er hinaus. Was kam jetzt wieder? Wer störte ihn heute?

Er nahm ihm das Telegramm ab, er wollte es unleser einsehen, aber dann überlegte er, öffnete und

las — sein Bruder Andreas war den Heldentod fürs Vaterland gefallen —

Einen Augenblick packte ihn ganz der Schmerz, einige Zeit dachte er nichts, es krampfte sich alles in ihm zusammen: der einzige Bruder, sein junger, schöner Bruder!

Aber dann befann er sich: da deinen wurde er erwartet, da drinnen wußte man davon noch nichts.

Wie er gerade in die Halle zurückkehrte wollte, kam ihm schon Hella entgegen. Noch nie hatte sie „Du“ zu ihm gesagt, da sie aber, gerieben von einer bösen Ahnung, sich entzlossen, hierher zu kommen, ihn zu suchen, da hatte sie sich plötzlich eins gefügt mit ihm, ganz eins: „Was ist's, Leopold? Sag' es mir! Ist was passiert?“

Und er nickte nur stumm, stockend brachte er es hervor, und dann fügte er hinzu: „Und das heute, heute!“ Mehr konnte er nicht sagen. Er schüttete nur immer wieder den Kopf.

Er wollte heim, auf sein Schlößel, er fuhr des Nachts nach Bozen, um Hella da zu bleiben — er mußte heim, er hatte ja jetzt Arbeit, er hatte allerhand anzutun.

Der Tod seines Bruders hatte ihn gewandelt — tagelang blieb er vergeschlossen, tagelang zeigte er sich nicht im Hotel. Erst hatten ihn verschiedene Freudenkeiten nach Innsbruck und Wien gerufen, dann wollte er auf die Schießfelder, um die Leiche des Bruders in die Heimat zu bringen. An den Grenzen Tirols stand die Heldenmauer der Landsleute, dorthin gehörte er, um seine Heimat zu schützen. Ganz war er lange von dort fort gewesen, da er sich bei den Standorten meldete, aber den Doctor von Höllerer nahmen die Schüßen gerne, und ehe er sich's versah, war er zum Leutnant gewählt. Er stand er weiter hinten in der Reserve, aber bald durfte er vor — just an dem Tag, da er Hella zum erstenmal vor einem Jahr sein Herz ausgeschüttet, just an dem Tag kam er beim Alpenhotel, wo sie so lange gehaust, vorüber. Die unteren Zimmer waren als Lazaretten benutzt. Aber er ließ nicht nach, bis dah der Arzt ihm auch das Zimmer im ersten Stock öffnete, wo sie gewohnt. Und plötzlich war er still und ruhig. Er war bei ihr. Er war wieder dort, wohin er seit jenem Weihnachtsabend nicht wieder zurückgekehrt. — Aber weiter! Er hatte jetzt andere Pflichten!

Oben im Felsgeklüft der Alpenriesen stand die andere Mannschaft, die der Abteilung gehörte, weiter hinauf, dort sollte sein Zug Stellung nehmen. — Und noch am selben Abend standen sie oben im wilden, schneebedeckten Geistein! ... er führte sie vor das Bild, und plötzlich begann er mit rednerischen Schwung das alte Bild der Madonna di Rocco ihr zu erklären ...

Drüber auf ein paar hundert Schritte entfernt war die italienische Stellung.

Langsam sah der Abend herein — dunkel überall, nur der Schnee gab noch einen kleinen Glanz; über dem Graben kein Licht — und auch hierin teils höchstens in irgend einem abgelegten Unterstand noch eine verdeckte brennende Kerze.

Leopold schwante es. Griff da nicht eines Toten Hand jäh und grausam in sein Leben? — Welch legten Willen hatte er zu vollstrecken, zu überantworten!

Was forderte der Bruder im Tod?

Nein und tausendmal nein, er konnte ihr, ihr, die er so liebte, das nicht sagen. Das war eine Verhöhnung seiner eigenen Gefühle! — Lieber ließ er sie und ging daran zugrunde.

Er litt, litt fürchterlich unter diesem Zwiespalt. Aber er blieb seine von Hella. Ihr ins Auge sehen und schweigen, das konnte er nicht, sprechen, sich selbst aufzugeben, auch das ging über seine Kraft.

Da kam ein Brielein von Hella Demeter an ihn. Kurz und klar. Er las, ihm, daß sie morgen in die Heimat reise und bedauere, ihn nicht mehr gesehen zu haben. Sie hatte gehofft, daß er wenigstens zu ihr, der er die Madonna di Rocco gegeben, das Vertrauen gehabt hätte, ihr seinen Schmerz zu lassen. — Ihres Vaters Fabrit sei durch Fliegerbombe zerstört, ihr Vater ernstlich erkrankt, ihr halbes Erbe verloren — es war höchste Zeit, daß sie aus dem Traumleben im Alpenhotel in die rauhe Wirklichkeit ihres Elternheimes läne.

Lange stierte er diesen Brief an — bis jetzt hatte ihm jede Energie gefehlt, etwas zu tun, was ihn aus dem verzweifelten Zustand des Zwiespaltes rette.

Er nahm mit zitternden Händen ein Stück Papier und schrieb an Hella einen Abfragebrief. Er wollte sich selbst schlecht machen, als er war, nur um nicht die Wahrheit zu gestehen. — „Ich bin ein armer Mann mit einem verschuldeten Schloßel, ich hatte gehofft, an Ihrer Seite endlich sorgenfrei leben zu können. Zum ruhigen Glück gehört ein funderlanger Boden...“

So schrieb er fort, er wußte selbst später nicht mehr, was er alles geschrieben hatte, nur eines wußte er, daß alles, alles aus und verloren sei...

„Sie sind zu schwach, viel zu nervös zum Dienen, Herr Doctor!“ sagte der Stabsarzt.

„Wenn ich Sie ansehe, ich muß gegen Italien ziehen!“ bat Doctor Leopold von Höllerer.

Die feindlichen Geschüte schwiegen wieder, es war Mitternacht.

Mit dem Blick zu dem Lichtlein im Tal gewandt, saß Leopold da. — Um ihn märchenhafte Friedensstimmung, und doch ein ängstliches Lauen drüber und herüber.



... er führte sie vor das Bild, und plötzlich begann er mit rednerischen Schwung das alte Bild der Madonna di Rocco ihr zu erklären ...

...

Das Licht im Tal! Madonna di Rocco! Und plötzlich und so ruhig! „Ja, ja!“ sagte die Schwester in beruhigendem Ton und lächelte bang im Zimmer um.

Ob er wirklich käme, der Tod — oder ob doch noch eine Rettung wäre ... ob man dann die Hella verständigen sollte, von der er so viel sprach? —

Von unten klang wieder eine Strophe des alten Weihnachtsliedes herauf ins Krankenzimmer. Leopold von Höllerer hörte sie nicht mehr, in Gedanken mit Hella vereint war er sanft für immer eingeschlummt.



... und noch am selben Abend standen sie oben im wilden, schneebedeckten Geistein! ...

er müßte rasch zu Tal, und läuft, läuft, was er laufen kann, den Berg hinab bis zur Kapelle. Trümmer am Gang, aber noch ist das Bild unverfehlt, mit zitternden Händen löst er es von der Wand. Da steht er jetzt, dort, wo er mit ihr gestanden in der schönsten Stunde seines Lebens.

Und wieder tönt das Peifen der Granaten durch die Nacht. — Hell leuchtet's auf, dann ein Toten und Brauen, ein Szen und Fallen von Geistein — Purpur um ihn — und dann nichts.

Mit zerstörten Füßen, am Kopfe schwer verwundet, hatten die Standarten ihren Leutnant Leopold von Höllerer aus den Trümmern der Kapelle herausgezogen und ihn noch lebend, wenn auch bewußtlos, ins Alpenhotel gebracht.

Auch dieses stand ein Tannenbaum in der Halle, denn bald sollte Weihnachten sein. Aber Leopold sah ihn nicht, da man ihn in ein Separatzimmer des ersten Stockes bettete.

Schwestern und Ärzte bemühten sich um ihn — erst nach Stunden schlug er die Augen auf, sah um sich — und erkannte wenigstens den Raum, die Schwester Christa sah an seinem Bett und hielt ihm die Hand.

Mit großen Augen sah er das blonde Ding, eine junge Bozener Bürgersfrau, an. „Hella,“ sagte er, „Hella. Ja, unser Bild habe ich gerettet. Nicht wahr, jetzt jetzt bist du mir wieder gut?“

„Aber gewiß, nur wußtig sein!“ Die blonde Frau schwieg redete ihm gütlich zu. Sollte sie ihm aus seinen Träumen föhren? Sie reichte ihm die Schale zum Trinken, und er fuhr ihr dankbar streichend über die zarte Hand.

„Gelt, Madonna di Rocco, Madonna di Rocco, die Bant, die lieben Augen der Gottesmutter!“ Er läßt es nur noch, seine eigenen Augen sahen stirbig-blättert ins Leere.

Da faltete ihm die Schwester Christa die Hände. „Wie wollen beten zu Madonna di Rocco!“

Und tränenden Augen sprach die läpferische Schwester laut: „Gegrüßt seist du, Maria voller Gnaden!“ Ihr selbst war weniger bang jetzt, da sie sich reden hörte und nicht den Schwertfiedern. —

Unten in der Halle übten die Leichtgewebe eben zum Klavier das alte Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Einen Augenblick horchte der Kranken auf und lächelte: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

„Gelt, Madonna di Rocco, Madonna di Rocco, ein schöner wie im Vorjahr!“ Und so friedlich und so ruhig!

„Ja, ja!“ sagte die Schwester in beruhigendem Ton und lächelte bang im Zimmer um.

Ob er wirklich käme, der Tod — oder ob doch noch eine Rettung wäre ... ob man dann die Hella verständigen sollte, von der er so viel sprach? —

Von unten klang wieder eine Strophe des alten Weihnachtsliedes herauf ins Krankenzimmer. Leopold von Höllerer hörte sie nicht mehr, in Gedanken mit Hella vereint war er sanft für immer eingeschlummt.



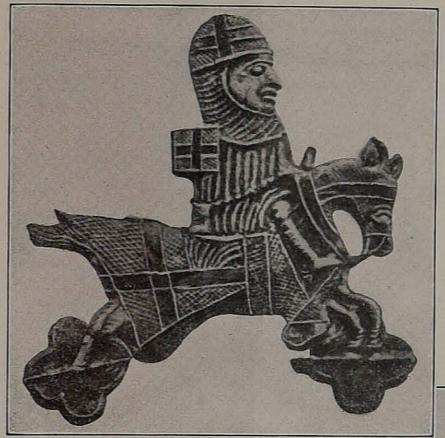
Auf Patouille in der Belebtschaft. Nach einem Aquatell von Professor Ludwig Röhr.

Soldaten Spiele und Spielsoldaten.

Von Dr. Heinrich Lohre.



1. Kindertrumme von Ludwig Richter.
Kummel lätz Stummel / Lätz Tambour
Beit, / Kummel mit de Trummel, / Au hör,
wo't geht! (Klaus Groth, „Vor de Goern“.)
(Kummel, kleiner Stummel, kleiner Tambour
Beit, Kummel mit der Trummel, Au
hört, wie's geht!)



2. Ritterfigur aus Blei (13. Jahrh.).
Rückseite.

darstellten, den man an der Kirchentür kaufte wie später bunte Heiligenbildchen. Aber auch dann werden sie in Kindernähe gewiß unbefangenem Spiele gedient haben. Fraglos ein Spielzeug waren größere plastische Ritterfiguren aus Holz, mit Helm und Schild, drollig durch die unvermeidliche Stierheit, wie eine Handzeichnung in dem „Lustgarten“ („Hortus deliciarum“) des Abtissin Herrad von Landsberg sie schon für das zwölftöste Jahrhundert bezeugt (Abbildung 4). Sie waren seitlich an Schnüren derart befestigt, daß man durch Anziehen oder Lösen der Schnüre die Bewegungen des Ausfalls und der Deckung nadahmtonne; zwei einander gegenüberstehende Spieler vermochten hier mit einiger Geschicklichkeit eine Art Puppenturnier aufzuführen. Gewiß wird das Turnier, die prunkhafte Schaustellung ritterlicher Fecht- und Turnierkunst, auch im Spiele der Kinder untereinander die immer wache Nachahmungslust der Jugend gereicht haben, wenn auch keine Notiz das ausdrücklich bezeugt. Den älteren Kindern ritterlichen Standes nahm der Fechtmäister („Schwimmmeister“) in Zucht, der den unruhigen Trieb zu Kampfspielen mäßiglich in die ernsteren Bahnen des „militärischen“ Vorbereitung“ hinüberleitete.

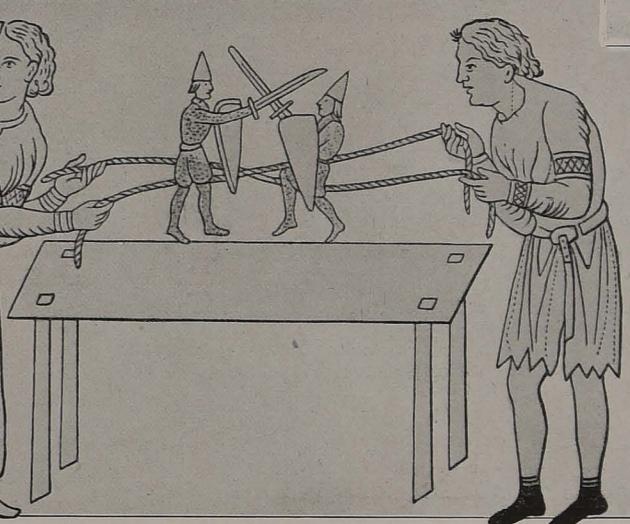
Das Ritterwesen verbreitete, die Bürgerkultur der aufblühenden Städte jedoch gegen Ende des Mittelalters immer reicher in Laub und Blüte, der Handwerker und Kaufmann führte nun tiefer den Wert und Sinn friedlicher Arbeit in Werkstatt und Kaufmannsgewölbe, aber der Sinn der Jugend stand noch immer nach Waffen und Kriegerstube. Wir sehen es auf dem Titelblatt eines Werkes des sechzehnten Jahrhunderts, der „Kinder-Spiel“ von Cato. Der Zeichner des Blattes, Gillmann, vereinigte in einer mehr lehrhaften als künstlerischen Weise alle nur möglichen Kinder spiele auf engem Raum, keine und derbe, einen jüngigen kleinen Violinspieler und Purzelbaum schlagende Bengel, aber die ganze Mitte jedes Bildes gehört den Soldatenspielen, die mit Trompeten und Pauken, mit Hellebarden und Fahnen, ancheinend an einem hellen Frühlingsstage über den freien Platz einer behäbigen holländischen Handelsstadt dahinziehen. Kein anderes Spiel hält so viele Kinder beschäftigen. Und so berichtet ein trefflicher elässischer Erzähler des sechzehnten Jahrhunderts, Jörg Wickram, in einer schönen Geschichte, „Der Goldläden“ von einem Knaben gescheite, bei dem hölzerne Schwerter, Brustharnische aus Baumrinde und Edelholz als Geschosse ihre Rolle spielen. Noch ließte keine Industrie Web und Waffen für solche Kämpfe, und das Selbstgefertigte hatte gewiß seinen besonderen Reiz. Spielsoldaten

wurden schon gewerbsmäßig erzeugt; es überrascht dabei das jähre Zeitalter an einer alten gebräuchten Form. Wenn Felix Platter erzählt, wie er im Jahre 1542 als Schöpfer eines hölzernen Mannes erhielt, das „so man zog, fechten konnte“, so erinnert man sich sofort jenes Bildes bei Herod von Landsberg und schließt, daß diese turnierenden Holzsoldaten vom zwölften bis ins sechzehnte Jahrhundert nie vergessen worden waren. Sie begleiten uns, umgestaltet und prächtiger hergerichtet, wieder auf einem Holzschnitt des „Weißtunig“, jenes chivalisch-romantischen Werkes, das Kaiser Maximilian I., „der lezte Ritter“, selbst begonnen hatte (Abbildung 6). Hier laufen die pompösen geschirrten Streitkräfte auf Rollen; Polster an Stirn und Brust schützen sie gegen den Unfall; der Reiter ist für sich frei beweglich. Die Spieler schieben mit den Händen ihre Puppenritter gegeneinander vor, erft vorsichtig sie bewegend, dann im günstigen Augenblick zustechend. Das Bild zeigt den Augenblick des Spiels, in dem der eine Ritter den Gegner zu Falle bringt. Offenbar ist es Maximilian selbst, der den siegreichen Ritter bewegt hat; ein kronenartiges Stirnband schmückt sein Haar. Über die ganze Herstellung dieser Turnierritter beehrt ein vorzüglich erhaltenes Stück, das im Jahre 1895 das Germanische Museum in Nürnberg um hohen Preis ankaufte. Hier sind Ross und Reiter aus Holz gearbeitet, aber völlig umhüllt von ihrer Rüstung, die bei dem Pferde aus reidem Stoff und Metall, bei dem Ritter ganz aus funktionsreich verarbeitetem Metall besteht. Doch gab es auch massive Bronzeritter; das



2. Das Schaukelpferd (Wien, um 1825).

Rittersohn der Zeit aufgewachsen, er hätte längst ein hölzernes Pferd getummelt, wie das allerliebste Miniaturbildchen des Mittelalters zeigen und der Dichter Hugo von Trimberg es schildert. Überdies — er hätte auch schon mit Holz- und Bleisoldaten spielen können. Wir haben aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert kleine Reiterfiguren aus Blei, flach, aber doppelseitig geprägt, etwa 6 cm hoch, roh im Umriss wie Lebendensoldaten (Abbildung 3). Möglicher, daß die ältesten Stücke dieser Art zunächst nicht als Spielzeug gedacht waren, sondern einen heiligen Georg oder heiligen Martin



3. Ritterfigur aus Blei (13. Jahrh.).
Rückseite.



3. Ritterfigur aus Blei (13. Jahrh.).
Rückseite.

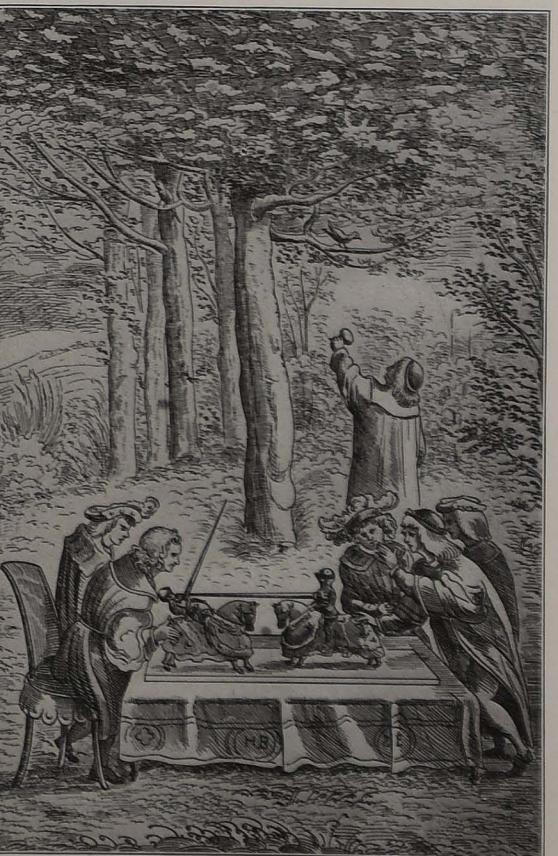
Ritterliche Museum in Wien besitzt davon zwei sehr sorgsam gefertigte Stücke. Über wie um zu bemerken, daß doch nicht das Herkommen allem gebot, taucht auf dem Bilde im „Weißtunig“ ein neues kriegerisches Spielzeug auf: die Kanone. Wie wäre es anders zu erwarten? Gewiß hat die neue Waffe einst das Interesse der Jugend nicht weniger erregt als heutzutage das Flugzeug. Schon Karl VI. von Frankreich erhielt 1380, als Fünfzehnjähriger, eine kleine hölzerne Spielkanone geschenkt.

Vielleicht war dergleichen vorerst nur ein Spielzeug für Prinzen. Aber die Zeit war nicht fern, wo eine große Mannigfaltigkeit von Spielwaren jedem Bürgerkinde zugänglich wurde. Mit Maximilians Lebenszeit fällt schon teilweise die Blüte Nürnbergs zusammen, und diese Stadt wird immer mehr ein Weltplatz für die



5. Phylax als Reitpferd. Vollstümlicher Holzschnitt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Erzeugung von Spielwaren. Sie handelte schon im vierzehnten Jahrhundert Puppen aus weißem Ton, wie ein Zufallsfund sie aufgedeckt hat, in andere Städte. Von Nürnberger Spielsoldaten aus Holz und Pappe hören wir im siebzehnten Jahrhundert. Um 1660 genoh die ganze Industrie bereits solchen Auf in der weiten Welt, daß große Aufträge auch des Auslandes eingingen. Für den jungen Ludwig XIV. waren noch in Frankreich selbst Spielsoldaten hergestellt worden, die funktionsreichen und kostbaren, die wohl je selbst ein Königskind besessen hat: sie waren aus eisem Silber nach Modellen des Bildhauers Georg Bassel von dem Silberjäger R. Merlin gefertigt worden. Einmal und nicht wieder sind Luxus, Kunst und Kinderspiel diesen Bund eingegangen; Ludwig's Sohn bekam nur Pappeoldaten aus Nürnberg, freilich ein gewaltiges Heer: 20 Bataillons Infanterie, flache und plastische Figuren, zum Teil fähig, militärische Bewegungen auszuführen. Das Holz und die Pappe blieben vorerst für plastische Figuren das bevorzugte Material, und der Vater des berühmten Kupferstechers Johann Elias Ridinger schuf darin kleine Kunstwerke; aus Blei und Zinn wurden erst später die billigen, flachen Spielsoldaten hergestellt. Die



6. Turnierspiel Kaiser Maximilians I. Holzschnitt Burgkmair aus dem „Weißtunig“ (1514).

höchste Blüte erlangte das Gewerbe im achtzehnten Jahrhundert, zur gleichen Zeit, als der Weihnachtsbaum anfing sich einzubürgern. Der kunsttreiche Nürnberger Zinnmeister Johann Georg Hilpert machte zuerst Kunst mit der vollen Naturtreue — und diese fordern ja unsere Knaben noch heut als eine Hauptfahne. Nun wurde die Geschichte selbst die Lehrmeisterin des Spielwarenfabrikanten; alle Typen der Armee Friedreichs des Großen sehen ihr zimmerliches Konterfei aus ovalen Holzschachteln aufsteigen, und eiserne Knaben schlagen auf der ungefährlichen Ebene ihres Spieltisches alle großen Schlachten noch einmal. Die Zietenpuppen, die Schildpuppentiere, die Garden Napoleons und nach 1815 die Rosenen wurden dem Feldherrnwollen rotwältiger Jugend dienstbar, die gleich freigiebig mit Niederlagen wie mit Siegen verfuhr. Auch plastische Zinnsoldaten gab es jetzt, aber sie blieben kostspielig. Nur einen großen Wettbewerber hatten um 1800 noch die kleinen, flachen Metallfiguren: den Bilderbogen zum Ausziehen. Auch der kam zumeist aus Nürnberg, wo Drucker wie Johannes Raab und G. N. Renner ihn pflegten. Drollig genug sah joch ein Bogen aus: mittin der Stirn hörte der Bilderbogen-soldat oft auf, und darüber schwebten verschiedene Helme und Mützen für Parade und Mittag; oder die Beine fehlten, und irgendwo in der Ecke stehend Reitstiel und Sattel. Die Kinderhand selbst mußte hier eben das Spielzeug erst fertig machen: durch Ausziehen, Aufstecken auf Pappe, Anfügen von kleinen Steckplättchen; dem jungen Künstler blieb dabei überlassen, ob er seine Leute zur Parade oder zum Dienst anziehen wollte. Diese Selbstständigkeit, ihr unvollkommenes Ergebnis oft blieb, sicherte den im übrigen rohen Holzschnitzenbogen einen Reiz, der bis lange noch neben den Bleisoldaten existierte. Den gehichtlichen Ereignissen konnte der Bilderbogen noch bequemer folgen als die Bleisäulen; alle möglichen Raritäten und Drolligkeiten des altfranzösischen Uniformwesens lassen sich heut noch von den Bogen ablesen: die blauen Fracks bayerischer und württembergischer Infanterie, der gehroftige, überaus bürgertümliche, von Kopf zu Fuß blaue Anzug der bayerischen Landwehr; vor allem aber gelieben die schwarcz-Husaren von Braunschweig-Völkers mit dem Totenkopfhelme. Wie mögen die einst unsere Jugend in Atem gehalten haben! Auch blieb deren Phantasie bei dem Aufbau von Schlachtfeldern nicht auf sich selbst angewiesen; andere Bilderbogen, bunt und nicht zum Ausziehen bestimmt, zum Beispiel aus dem türrigen Verlage Campes in Nürnberg, hielten in den Befreiungskriegen jene kriegerischen Szenen fest, die heut der Photograph aufnimmt.

Über die Nürnberger Industrie hat auch vorgesorgt, daß die Jugend nicht länger in Brustharnischen von Baum-



7. Parademarsch. Kupfer von Daniel Chodowiecki (1726 bis 1801). Nürnberg, Germanisches Museum.



8. Berliner Spielwarenverkäufer 1796. Kupfer von Rosenberg. Berlin, Königliche Bibliothek.



9. Das Soldatenspiel. Kupfer (etwa 1800).

kinden und mit hölzernen Schwertern ihre Schlachten zu schlagen brauchte wie noch bei Jörg Widram. Auf den Kupfern des 18. Jahrhunderts tragen die jugendlichen Soldatenspieler schon die getreue der Wirklichkeit nachströmenden hohen Blechmünzen, die Klinke und die fünfgerade Trommel (Abb. 9). Auf einem Kupfer Chodowieckis sehen wir Trommler und Pfeifer bei einem lustigen Parademarsch tätig; freilich ist die Musikkapelle zwei Mann, die Mannschaft nur einen Mann stark (Abb. 7). Ein anderes Kupfer desselben Meisters zeigt uns, wie ein bejovpter Hofmeister, die neue philanthropische Pädagogik überend, eigenhändig das Soldatenspiel der Jöglinge leitet. An Ausrüstung dazu stellte um 1800 das Gewerbe schon fast alles bereit, was die heutigen Spielläden aufweisen. Verfeinerung und Luxus geben schon ziemlich weit, auch in dem, was für den Gabentisch des Kindes zu Weihnachten außer den Zinnsoldaten selbst am militärischen Spielzeug verfügbare war. Ein 1803 ausgegebener Nürnberger Kataloos (von Befelmen) verheißt für den freilich statlichen Preis von 10 Gulden folgende Herrlichkeiten: „Eine Festung mit Bombardement d. h. artilleristischer Ausrüstung, die Festung ganz nach der Natur gemacht, die Häuser darauf zum Zusammenlegen, sechs Schanzkörben, sechs Pulverfässer, sechs Fässer mit Augeln, sechs Bomben (Kanonen), sechs Kanonieren.“



10. Spielende Kinder von Ludwig Richter.

11. Prinz Wilhelm und Kronprinz Friedrich Wilhelm spielen mit Bleisoldaten. Silhouette (1802).

prächtige Schaukelpferde haben. Dieser geduldige Liebling unserer Jugend hatte das alte Stedenpferd zurücksgebrüggt und sah um 1800 schon auf eine mindestens zweihundertjährige Geschichte zurück. Schon im Jahre 1891 hatte der Sohn des Nürnberger Bürgers Paulus Baumanns seinen Vater gebeten, ihm von der Frankfurter Messe ein Pferd, so mit Gesäulen überzogen ist, mitzubringen und dazu glaubwürdig verichert: „Ich will gar fromm sein und frohs lernen.“ Wie führt sprengt auf unserem Bilde der kleine Reiter mit wallendem Federbusch einher, er glaubt sich mitten in der Attache (Abbild. 2).

Konnte solches Spielzeug unserer Großväter noch übertriften werden? Das Nürnberger Gewerbe hat jedenfalls danach getrachtet. Immer reicher an Gestalten wurde die Welt der Zinnsoldaten. Man griff zurück bis auf den Trojanischen Krieg und schuf mit Künstlerhilfe Alchill auf dem Streitwagen mit seinen unsterblichen Rossen, den helmumstarrten Hektor, den Rümer im Streit Menelaos. Ergiebig an religiösen Gestalten war auch das Zeitalter der Kreuzzüge. Diese Reiden ferner Zeiten legten den Gedanken nahe, geordnete Erläuterungen beizugeben; das gelang, und mit Hilfe der Illuminen, die in die Stehpälatzen eingeprägt waren, fand sich nun jeder Junge bald zurecht und genoß eine anschauliche Einführung in die Geschichte. Die Hauptstädte aber blieb doch immer die lebendige Gegenwart. Der hartmäßige Wüstlächelsturm der Knaben verlangte, über jede Waffengattung und jeden militärischen Rang verfügen zu können, und das Gewerbe kam dem nach. Heut bietet es nicht nur die verschiedenen Wölter und Waffenarten, sondern jeden Soldaten auch in den mannigfältigsten Stellungen, dazu die Fülle modernen Kriegsmaterials. So wuchs die Erzeugung vor allem in die Breite, wenn auch das Verfahren seit Beginn des 19. Jahrhunderts feststeht; denn Versuche, neben den Zinnsoldaten größere Figuren aus Holz mit abnehmbarer Ausrüstung zu Ehren zu bringen, fanden sich bis heut keines großen Erfolges rütteln.

Hat die soldatische Welt, die fort und fort das Kinderspiel belebte, dem Spiele der Erwachsenen gar nichts gespendet? Einiges doch. Von dem strategischen Grundgedanken des edlen Schachspiels abgeleitet, das Ende des 11. Jahrhunderts nach Deutschland kam, gab es im 18. Jahrhundert Kartenspiele mit militärischen Szenen auf den Karten und späterhin auch Brettspiele wie das noch heute geübte „Belagerungsspiel“. Als 1882 der damalige Kronprinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm II., seine Hochzeit feierte, schenkte der Verein für deutsches Kunstgewerbe in Berlin dem Jubelpaare einen künstlerischen „Spielkästen“ mit Familienspielen, unter denen auch ein Belagerungsspiel war. Die Malerei auf dem Spielkästen zeigt hier die Belagerung der Festung Dösen





Weihnachtsfeier in einem Unterseeboot. Nach einer Zeichnung des zur Marine zugelassenen Sonderzeichners der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ Felix Schwormstädt.



Zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstags von Adolph v. Menzel am 8. Dezember 1915: Adolph v. Menzel, schlafend.
Nach einer Radierung von Erich Heermann.

ADOLPH MENZEL.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 8. Dezember 1915.

Von Hofrat Doenges, Dresden.

Es ist das Schicksal der meisten künstlerischen Erstlingsarbeiten, daß sie von ihren Erstschaffern in späteren Zeiten, wenn nicht mit offener Scham, so doch mit heimlichem Mitleid betrachtet werden; Dichter denken nicht gern an ihre ersten stammelnden Lieder zurück, Musiker verborgen die Noten ihrer frühesten Schöpfungen, und Maler vernichten mit grausamer Hand die ersten Offenbarungen ihres Zeichenstifts oder Pinsels. Wenn Adolf Menzel die ersten Regungen seines Künstlerstifts aufbewahrt hätte — er hätte sie jedem zeigen können, ohne scham- oder mitleidsvoll vor sich selbst erröten zu müssen. Wir besitzen als erste seiner selbständigen künstlerischen Arbeiten den Lithographienzyklus „Künstlers Erdenwällen“. Man kann ihn ruhig neben die reifsten Arbeiten des Meisters legen, ohne daß in den entscheidenden zeichnerischen Merkmalen wesentliche Unterschiede zwischen dem ganz jungen und dem reifen Menzel wahrzunehmen wären. Wir sehen schon in dieser frühesten Arbeit des Meisters jene unerbittliche Schärfe der Zeichnung, jene überwältigende Kraft der Charakteristik, die beide die Grundlage wurden für die einzigartige Stellung, die Menzel in der Kunst aller Zeiten und Völker, vor allem aber in der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts einnimmt.

Als Adolf Menzel den Zyklus „Künstlers Erdenwällen“ (1833/34)

schuf, war er achtzehn Jahre alt; er hatte außer der Unterweisung durch seinen Vater, der zuerst in Breslau, wo Adolph am 8. Dezember 1815 geboren worden war, später in Berlin eine Art lithographischer Kunstanstalt betrieb, keinerlei Unterricht in Zeichnung und Malerei genossen, und was er von dem Vater an künstlerischer Unterweisung gewann, was er für ihn schaffte, war niedere Kunst gewesen, Handwerkliches, waren Dinge, die keine künstlerischen Hoffnungen erwecken, die keinen noch so bescheidenen künstlerischen Ehregein befriedigen konnten. Er mußte Vignetten für Geschäftsempfehlungen, Titel für Preisverzeichnisse, Etiketten für Wein- und Likörflaschen zeichnen. Trotzdem. Wie entfaltete sich schon in diesen und ähnlichen Arbeiten das Talent Menzels! Es ist eine Jagdeinladungskarte, eine Federzeichnung auf Stein, erhalten geblieben, die der Meister als Siebzehnjähriger entwarf. Das ist kein Handwerker, der diese Komposition voll zeichnerischer Kraft und Schärfe, voll flutenden Lebens ersann; das ist ein Künstler mit allen Merkmalen des Genies, ein Künstler von jener Unmittelbarkeit, von jener zwingenden Stärke und Größe, für die es nur eine Bestimmung gibt: Durch!

Durch! Für eine von allem Anfang seines Schaffens an so disziplinierte Natur wie die Menzels war es von Flaschenetiketten und Jagdeinladungskarten bis zu der



Der Familienrat (1838).



Szene am Kamin (1876).



Friedrich der Große und General Fouqué (1852).

Lithographienfolge „Künstlers Erdenwallen“, also von rein handwerkerlichen bis zu echt künstlerischen Arbeiten, nur ein Schritt. Andere, weniger energische, weniger ursprüngliche Talente müssen jahrelang die härtesten innerlichen Kämpfe bestehen, um das Handwerkerliche einer Kunstabstübung zu überwinden, um sich zum Künstlerischen durchzuringen. In Menzel war dieses Künstlerische schon im Handwerklichen latent; wäre er — was ja an sich nicht möglich ist — Kunsthändler, Lithograph, sein Leben lang geblieben, so würde ein breiter Strom von Befruchtung sich über dieses Gebiet der Kunst ergossen haben. Er hat es ja übrigens auch von der Höhe eines künstlerischen Schaffens aus bedeutsam genug zu beeinflussen vermocht.

Äußerlich mußte Menzel zunächst den sorgvollen Weg gehen, der jedem Talente beschieden ist, das aus eigener Kraft emporwachsen muß. Sein Vater war ganz plötzlich gestorben — alle Pläne, die dieser, der die ungewöhnliche zeichnerische Begabung seines Sohnes sehr wohl erkannt hatte, die Menzel selbst im stillen genährt hatte: die Befreiung von der handwerkerlichen Tätigkeit, die systematische Ausbildung des künstlerischen Talentes fielen damit zusammen wie ein Kartenhaus. Es galt jetzt zunächst nichts mehr als der Kampf ums tägliche Leben. Wenn man will, kann man die erste selbständige künstlerische Arbeit Menzels, die Lithographienfolge „Künstlers Erdenwallen“ als einen Niederschlag der Stimmungen ansehen, unter denen dieses Werk entstand, notwendigerweise entstehen mußte. Als Niederschlag freilich nur insoweit, als es sich um den Inhalt der zehn Blätter handelt, aus denen das Werk besteht. Es schildert, wie das ja auch der Titel erklärt, den Lebensgang eines Malers. In lapidarer Form legt Menzel die einzelnen Phasen dieses Lebensgangs in den Beschriftungen der zehn Kompositionen fest. „Keim“ nennt er die erste, die einen Fünf- bis Sechsjährigen zeigt, der den Fußboden der Guten Stube seines Vaters

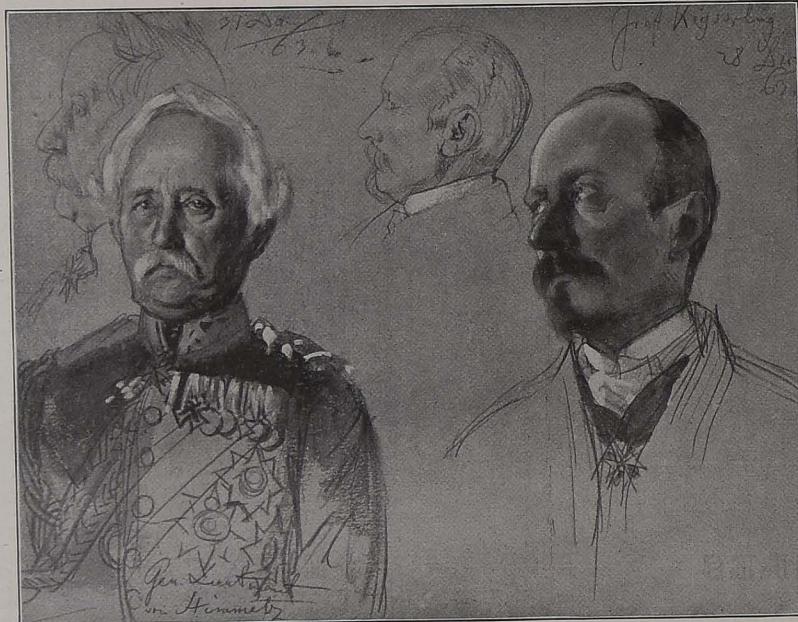


Komtesse Virginie v. Hacke (1863).

indem er sich (im Jahre 1833) in die Gipsklasse der Berliner Akademie aufnahm ließ; aber sehr bald überzeugte er sich, daß System, Ordnung und Disziplin weit mehr der Besitz seiner eigenen Hand als der Besitz der Maler waren, die damals an der Berliner Akademie lehrten. So kehrte er dieser nach kurzer Zeit wieder den Rücken und lebte von neuem in der Stille seiner Arbeitsstube seiner Kunst.

Sein zweites Werk, wiederum eine Folge von lithographischen Zeichnungen, aber diesmal nicht mit der Feder, sondern, um eine malerischere Wirkung zu erzielen, mit Kreide behandelt, war die Bilderfolge „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte“. Menzel begann die Geschichte im Jahre 1834 und vollendete sie im Jahre 1836.

Arnold Böcklin soll, so berichtet Richard Muther in seiner „Geschichte der Malerei“, von Menzel einmal gesagt haben: „Das ist ein großer Lehrer.“ Es ist nicht anzunehmen, daß aus diesen Worten Spotlust über das malerische Können Menzels sprechen sollte, denn es ist bekannt, daß Böcklin ein ehrlicher und aufrichtiger Bewunderer der Kunst Menzels war. Er wollte mit ihnen sagen: „Er weiß, was er malt, er kennt (als Geschichtsmaler) die Geschichte.“ Und das ist in der Tat eine unumgängliche Forderung an den Geschichtsmaler, daß er die Geschichte kenne, daß er ihre Stoffe in den Einzelheiten wie in den Zusammenhängen beherrsche und sie nach



Generalleutnant Karl Fr. v. Steinmetz und Graf Keyserling (1863).

mit Figuren bekrönt hat und nun diese Freveltat an der weißgescheuerten Diele mit Prügeln von Vaters Hand und Rohrstock büßen muß. „Erstes Aufblitzen des Genies, Preisverteilung besteht in Prügeln.“ Die zweite Schilderung nennt der Künstler „Trieb“, die dritte „Zwang“, und so folgen, charaktervoll treffend und bündig-kurz bezeichnet, die übrigen, zunächst die des hoffnungsvollen Aufstiegs zu den Höhen des Gradus ad parnassum: „Freiheit“, „Schule“, „Selbstkampf“, „Liebe“, „Luftschlösser“ und dann die schmerzlicher Erkenntnis und Entzagung: „Wirklichkeit“, „Ende“ und „Nachruhm“.

Ware es denkbar, daß der Künstler, als ihm die Eingabe zu dieser Arbeit wurde, an sein eigenes mögliches Lebensgeschick gedacht hätte, so mußte ihm die Anerkennung eines Besseren beibringen, die das Werk fand. Der Jüngere Berliner Künstlerverein nahm ihn auf diese Talentprobe hin einstimmig als Mitglied auf. Das war zwar nur ein platonischer Erfolg für seinen Künstlerleib und für sein Talent; allein da er bedürfnislos bis zur Grenze des Möglichen war, so genügte er ihm vollkommen und ermunterte ihn zu weiterem Schaffen. Er wäre jetzt imstande gewesen, diesem Schaffen durch den Besuch einer Kunstschule — wenn auch sozusagen im Nebenberufe, weil er ja für sein tägliches Brot weiter arbeiten mußte — System, Ordnung, Disziplin zu geben, und er machte auch den Versuch hierzu,



Dame in Negligé (1840 bis 1850).



Ringergruppen (1850 bis 1860).

Möglichkeit ohne Zutaten der Phantasie schildere, wie sie ist, knapp, klar und ehrlich. Die Zeit, in der Menzel als Maler heranwuchs, tat das nicht. Sie übertrieb ihre Schilderungen romantisch, sie erfüllte sie mit Sentimenten, die sie nicht besaß. Sie posierte die Geschichte, wie andere Zeiten in der Kunst das Menschenbildnis oder die Landschaft oder das Genrestück posiert hatten. Die Geschichtsmaler der frühen Menzelzeit waren in aller Welt keine „größten Gelehrten“.

Als Menzel seine ersten geschichtlichen Arbeiten begann, eben die „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte“, kannte er den Teil von ihr, den er später in seiner Art ebenso souverän beherrschte wie ein zünftiger Geschichtsschreiber, natürlich noch nicht aus dem Fundament heraus, denn er war damals noch nicht zwanzig Jahre alt, hatte hart mit dem Leben ringen müssen und mußte zufrieden sein, wenn er Maßestunden erübrigen konnte, um seine allgemeine Bildung zu fördern. Aber aus dem Inhalt des Werkes erkennt man doch, wie im Laufe schon der zwei Jahre, die ihn diese Schilderung beschäftigt, seine Geschichtskenntnis wächst; er beginnt mit einem Thema („Die Predigt des Christentums bei den Wenden durch den heiligen Vicelin“), das sehr wohl noch, wenigstens dem Stoffe nach, einen romantischen Einschlag vertragen konnte, und steigert seine Kompositionen schon bis zu sehr realistischen Schlachtenbildern („Die Schlacht bei Mollwitz“, „Friedrich der Große vor Leuthen“).

Diese zweite der künstlerisch selbständigen Arbeiten charakterisiert das Wesen Menzels mit ganz ungewöhnlicher Schärfe. Quellenforscher, der er für seine Kunst in demselben Maße war, wie, sagen wir, Ranke es für die Geschichtsschreibung gewesen ist, konnte er unmöglich das echte und unmittelbare Verhältnis zu einer Zeit finden, deren Erforschung damals, als er seine „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte“ zu komponieren begann, noch nicht über erste Anfänge hinaus gediehen war. Es lag ganz gewiß nicht am Zeichenstift Menzels, daß der Teil dieses Werkes, der Vorgänge aus der mittelalterlichen Geschichte erzählt, nicht voll so unmittelbaren inneren und äußeren Lebens ist wie der Teil, für den ihm reiches Studienmaterial zur Hand war. Im Vergleiche freilich mit den Arbeiten der Geschichtsmaler der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist dieses erste Menzelsche Geschichtswerk, seine zweite selbständige künstlerische Arbeit überhaupt, immerhin Beweis genug dafür, daß sein Streben dahin ging, Geschichte ehrlicher, wirklicher, glaubwürdiger zu malen als die Maler dieser Zeit.

Menzel hatte bis hierher Pinsel und Palette so gut wie nicht berührt. Die Tatsache, daß er von Natur aus Linkshänder war und sich die gleiche Geschicklichkeit wie



Das Balkonzimmer (1845).

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München.



Das Théâtre Gymnase (1856).

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München.

für die linke für die rechte Hand erst durch eiserne Willenskraft erwerben mußte, mag ein Grund mit dafür gewesen sein, daß er jahrelang nur zeichnete, nicht auch malte. Aber ganz zweifellos ist, daß ihn bei dieser Beschränkung seiner künstlerischen Tätigkeit auf den Zeichenstift auch die Erwägung leitete, daß der Maler erst eine vollkommene zeichnerische Fähigkeit erlangen müsse, ehe er daran denke, die Farbe für seine Arbeiten sich nutzbar zu machen. Das ist ja ganz fraglos einer der Gründe mit, daß man unter den Malern unserer Zeit so viele begabte Farbenkünstler findet, die schlechte Zeichner sind: sie haben zu wenig, zu kurze Zeit ausschließlich gezeichnet, zu früh begonnen, nur oder doch vorwiegend mit der Farbe zu hantieren. Menzel hatte jahrelang nichts als Feder und Kreide in den Dienst seiner



Abendgesellschaft (um 1848).

Arbeit gestellt, auch die letztere — um breitere malerische Wirkungen zu erzielen — erst dann, nachdem er durch die Feder zu wirklicher zeichnerischer Festigkeit gelangt war.

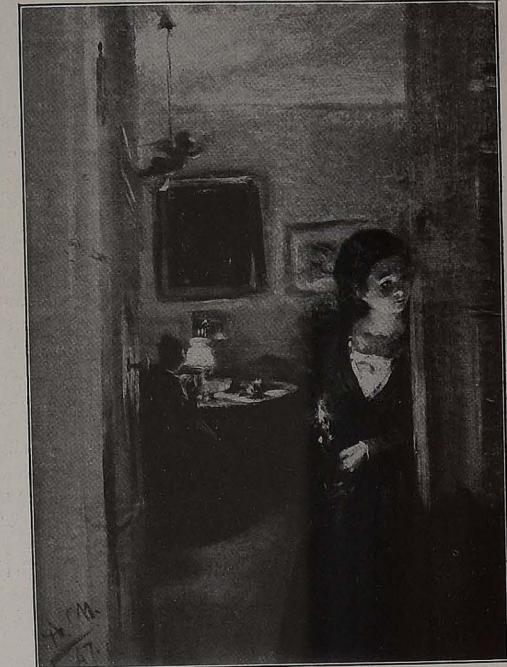
Auch als Maler blieb Menzel ohne irgendwelche Unterweisung von fremder Hand; wie als Zeichner, so bildete er sich auch als Farbenkünstler vollkommen durch sich selbst. Sein erstes Ölbild — „mehr knetend als malend“, wie er selbst einmal gesagt hat — entstand in demselben Jahre, als er sein erstes Geschichtswerk vollendete, im Jahre 1836; es war ein Zugeständnis an den Geschmack der Zeit, ein Genrestück, eine „Schachpartie“, ein Werkchen noch ohne besondere Art zwar, aber doch schon voller Charakteristik und farblichen Lebens. Ihm folgte eine Schilderung aus dem Dreißigjährigen Krieg und dieser wieder eine Genredarstellung „Der Rechtskonsulent“. Erst dieses Bild, eine Arbeit aus dem Jahre 1837, lenkte die Aufmerksamkeit auf den Künstler. Waren vorher ein



Im Freien (1852).



Im Konzert (1848).



Innenraum mit der Schwester des Künstlers (1847).

paar Menschen durch sein zweites Lithographienwerk auf ihn hingeführt worden, da sie erkannten, daß in dem Erschaffer der Blätter aus der brandenburgischen Geschichte ein Maler zur Welt sprach, der die Geschichte mit ganz anderen Augen betrachtete als die Modemaler jener Zeit; so war dieses Interessum doch mählich wieder abgeflaut, weil Menzel sich wieder in sein Arbeitsgemach verbarg. Nun trat dieser junge Mensch plötzlich mit einem Bilde hervor, das in seiner Art ebensosehr wie die „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte“ etwas ganz anderes war als das bisher in Geltung Gewesene: der Maler, der dieses Bild gemalt hatte, erzählte keine Anekdote, wie es die anderen Maler taten, er schilderte keine rührsame Epistel, sondern er stellte ein Stück echten, warmen Lebens vor den Betrachter und daneben ein Gemälde, das auch farblich voller frischer Reiz war.

Wäre Menzels Begabung schon in dieser Zeit richtig erkannt worden, so hätte seine künstlerische Tätigkeit einen ganz anderen Weg nehmen müssen, als sie ihn tatsächlich nahm. Durch sein zweites Lithographienwerk hatte er seine Berufung als Historienschilderer erwiesen, und die drei Ölbilder, die er bis zum Jahre 1838 schuf, zeigten auch seine Fähigkeiten als Kolorist. Große Kompositionen aus der preußischen Geschichte wären für ihn jetzt die gegebene Arbeit gewesen. Statt dessen mußte er, um die Mittel zum Leben zu erwerben, sich der Buchillustration zuwenden. Johann Jacob Weber, der Begründer der „Illustrirten Zeitung“, dessen Name mit der Geschichte des deutschen Holzschnittes schon durch unsere Zeitung für immer verknüpft ist, hatte die Absicht, eine illustrierte Geschichte Friedrichs des Großen herauszugeben, und er betraute mit der Abfassung des Textes Franz Kugler, den Berliner Historiker und Kunsthistoriker. Franz Kugler war einer von den zunächst nicht Allzuvielen, die an dem Lithographienwerke „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte“ Menzels geschichtsmalische Begabung erkannt hatten. Ihm übertrug er die Aufgabe, den Text seines Buches durch das Bild zu veranschaulichen. Hier — im Jahre 1839 — setzt das „große Gelehrtentum“ Menzels als Geschichtsmaler ein. Wie der Geschichtsschreiber den verborgenen Quellen nachspürt, die ihm Stoff liefern können für die Zeit, die er schildern will, wie er aus hundert und tausend Einzelfeststellungen das Material gewinnt für den großen, umfassenden Gesamteindruck, so trug nun Menzel Merkmale für die Zeit zusammen, die er schildern sollte. Kein Bildnis des Großen Königs, sei es nun als Gemälde, als Kupferstich oder wie immer sonst dargestellt, das er

nicht kopierte, keine Schilderung aus der Umgebung Friedrichs des Großen, die er nicht abzeichnete, seinem Gedächtnis so unverrückbar einverlebt, daß er das Erworbane schließlich so gut „auswendig wußte“ wie ein fleißiger Schauspieler seine Rolle.

So ist aus Adolph Menzel mählich der „große Gelehrte“ geworden, den Arnold Böcklin ihn nannte, aber daneben reifte auch der große Maler heran, der zum Bahnbrecher für einen neuen geistsprühenden Realismus in der Malerei wurde. War es ihm auch versagt, für seine Kunstauffassung direkt Schule zu bilden, so wirkte er doch um so mehr durch den Anblick seiner eigenen Arbeiten. Nennt man von diesen, soweit sie historische Thematik schildern, die „Tafelrunde“ und das „Flötenkonzert in Sanssouci“ oder weiter das schönste seiner Friedrichsbilder, „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“, so greift man ganz willkürlich aus dem Reichtum der Menschlichen Geschichtsmalerei ein paar von den Meisterwerken heraus, die der kostliche Besitz der Nationalgalerie in Berlin sind.

Diese Würdigung Menzels soll und will kein gerundetes, abschließendes Bild von dem Schaffen des Meisters geben. Um das mit Erfolg zu tun, müßte man den doppelten und dreifachen Raum, müßte man eine ganze Nummer der „Illustrirten Zeitung“ Menzels, die der Schilderung unmittelbaren Lebens dienen, nur aufgezeigt

werden, wie Menzel das wurde, was er uns geworden ist. Werk reihte sich nun an Werk, den Holzschnitten für den Weberschen Verlag in Leipzig folgte (1857) das Riesenwerk (453 Tafeln) in kolorierten Lithographien „Die Armee Friedrichs des Großen“, dazwischen das große Holzschnittwerk (1849 waren die 200 Zeichnungen dieser Arbeit vollendet) zu den „Werken Friedrichs des Großen“ und in all diesen Reichtum seines Schaffens hinein noch Arbeiten mit der Radierndl, große Ölgemälde und die ersten seiner wunderbar zarten Aquarellmalerien.

Die Hand des Meisters kannte fast bis zu der Stunde, wo er uns genommen wurde, kein Ermüden. Und er blieb, um noch einmal Böcklins Charakteristik auf ihn zu wiederholen, nicht nur der „große Gelehrte“, d. h. also, er beschränkte seine Kunst nicht nur auf den Dienst für die Geschichte; mit derselben wahrhaft schöpferischen Kraft wie dieser diente er der Umwelt. Das „Eisenwalzwerk“, das „Ballsouper“, die „Piazza d'Erbe in Verona“, das Innere der „Kirche zu Ettal“, „Nach Schlüß des Festes“, „Ballepisode“ — das sind, um nur ein paar der bekanntesten Arbeiten dieser Art des Meisters zu nennen, auch für die Werke

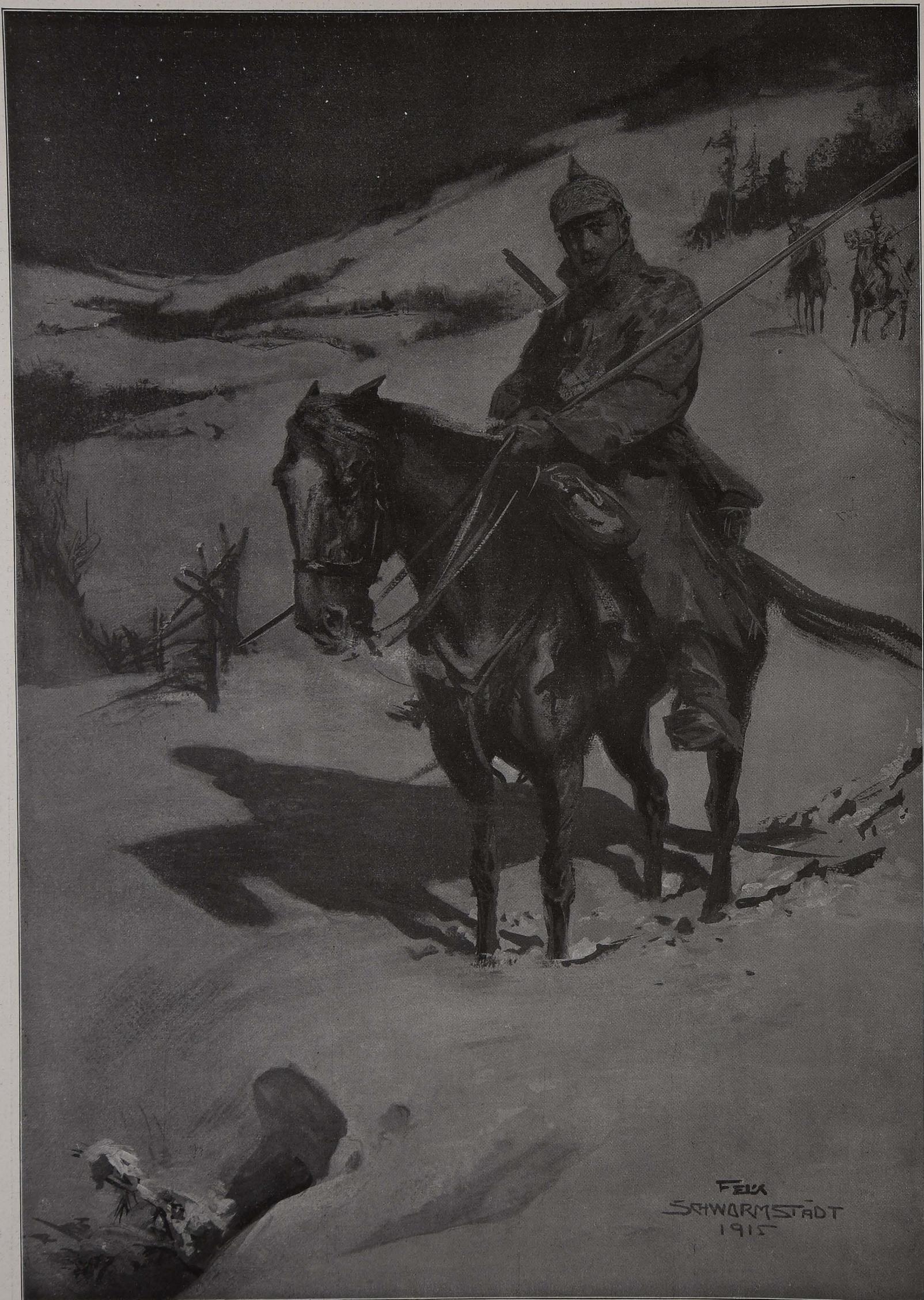


Frühmesse in einer Salzburger Kirche (um 1850).

zu nennen, auch für die Werke



Weihnachtsmarkt in Berlin (1866).



Am Weihnachtsabend 1915: Draußen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von Felix Schwormstädt.



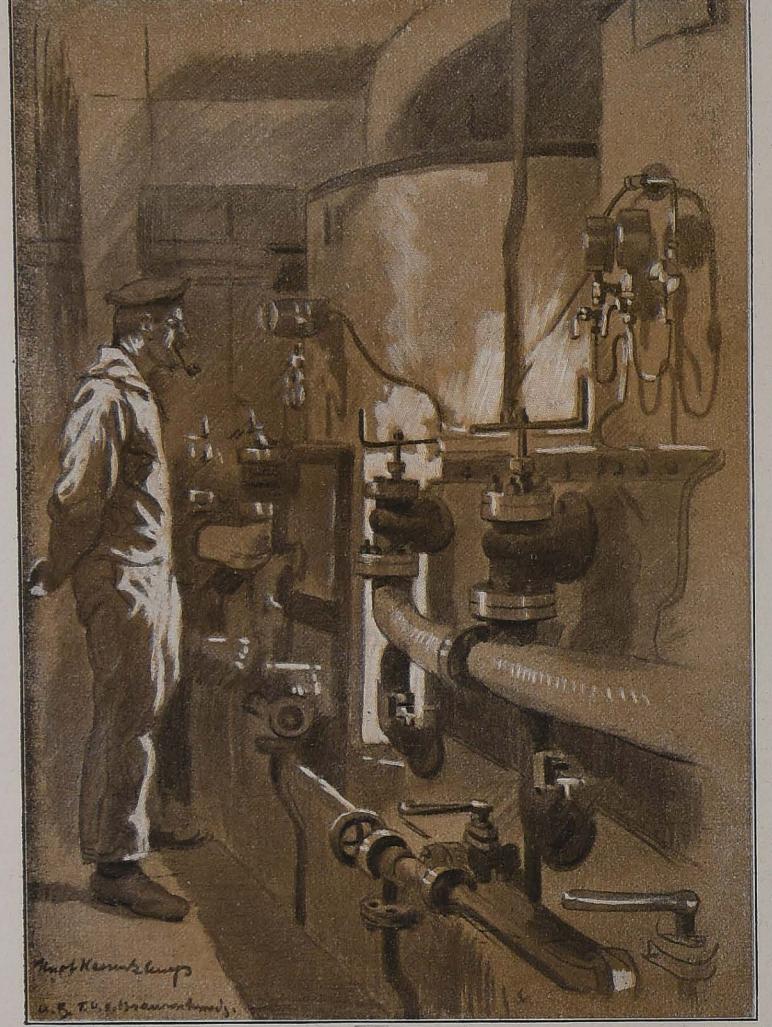
Am Weihnachtsabend 1915: Daheim. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von Felix Schwormstädt.

Weihnachten an Bord. Von Hugo Waldeyer.

Es ist noch in den Friedensjahren vor dem großen Kriege. Der grau gestrichene Leib eines mächtigen Linienschiffes liegt festgemacht an einer Boje im Kieler Hafen. Aus dem breiten Schuhende des vorderen Schornsteins dringt dünner Rauch. Er wagt es nicht, in die Höhe zu steigen; schon der Winterfalte kriecht er über Deck.

Über dem stillen Wasser liegt ein fallen weißer Flöden. Unablässig und sacht senkt sich ihr Flug. Sie verdecken den Himmel und sperrn die Fernsicht. Selbst das nahe Land ist von Bord aus nicht mehr zu sehen. Der leiste Schatten küstenhaft verschwindet, und der Lichterglanz der großen Stadt erlischt.

Beharrlich segeln die großen, weichen Flöden auf ihrer steilen Bahn erdabwärts. Sie sind zahlreich wie die Blätter des Waldes und dütig wie Federnäume. Im Wasser vergeht ihr zartes Gebilde, aber auf den Formen des Schiffes haftet ihr Hauch. Unermüdlich sammeln sich dort ihre Scharen, verhüllen, betränken, umschmücken, und einen dichten Teppich, weiß wie tödliches Linnen, breiten sie über



Im Dienst am Heiligabend.

das ebene Deck. — So still wie die zarten Flöden sich zueinander fügen, so still ist es auch auf dem Schiff. Kein Laut dringt nach außen.

Auf der weit ausladenden Kommandobrücke steht das Wachpersonal, ein Offizier, ein Signalaat und dann noch ein Mann. Der Kommandant hat für den Abend weitgehende Befreiung vom Wachdienst befohlen.

Wömöglich ein tattmäßiges Zirpen über dem Schiff. Ein Funkenspruch schwirrt durch die Luft.

Wenige Minuten vergehen, dann tapst ein Schritt die Treppe hinauf, die zur Kommandobrücke führt. Dem wachhabenden Offizier wird ein Zettel aus der Funteneide vorgelegt. Der Vorgesetzte ordnet an, daß der Kommandant und der erste Offizier Kenntnis erhalten sollen. Auf dem Zettel steht: „Offizieren und Mannschaften ich ein fröhliches Weihnachtsfest! Flottenchef.“

Der Signalaat meldet: „Zeit zum Anschlagen zum Gottesdienst!“ Der Offizier nickt, und kurz darauf dringt durch die stille, weiße Winterluft verschwiegener Glöckenschlag. Er schwillt und verlängert in feierlichem Takt.

Im Innern des Schiffes entsteht Leben. Menschenmassen strömen nach vorne zusammen. Auf der Brücke hört man nur ein leises Schurren und kurz darauf ein scharfes Kommando: der Kommandant ist unter die Mannschaft geritten. Wieder ist es still im Schiff, so still wie draußen der Flodenfall.

Der Signalaat hebt sich eine Stimme, ein tiefes, wohlklärendes Organn wird laut. Der Offizier und das Wachpersonal sind an die Vorläufe der Kommandobrücke getreten, beugen sich über das Geländer und lauschen. Nur vereinzelte Worte dringen verständlich bis an ihr Ohr. Es ist die Weihnachtspredigt des Herrn Pfarrers. Und als er schwiegt, erklingt Muist, ein Bläserchor. Die Befragung singt das Lied von der „stillen, heiligen Nacht“.

Der Signalaat auf der Brücke summt mit, und auch den anderen liegt die liebe, vertraute Weise im Ohr.

Der Offizier ist jung verheiratet. Am Abend wird ein Kamerad für ihn den Dienst übernehmen. Dann kann er an Land zu Frau und Kind. Was wird der Kleine zu dem Glanz der Kerzen sagen?

Der Unteroffizier und der Signalaat sind auch in einer Stunde ihre Wache los. Dann geht es an die Bad, zum Gänsebraten und zur bunten Schüssel, zum Weihnachtstannenduft und — Punsch.

Ein fröhlicher Abend wird es an Bord. — Still fallen in der Heiligen Nacht die weißen, zarten Himmelsflocken.

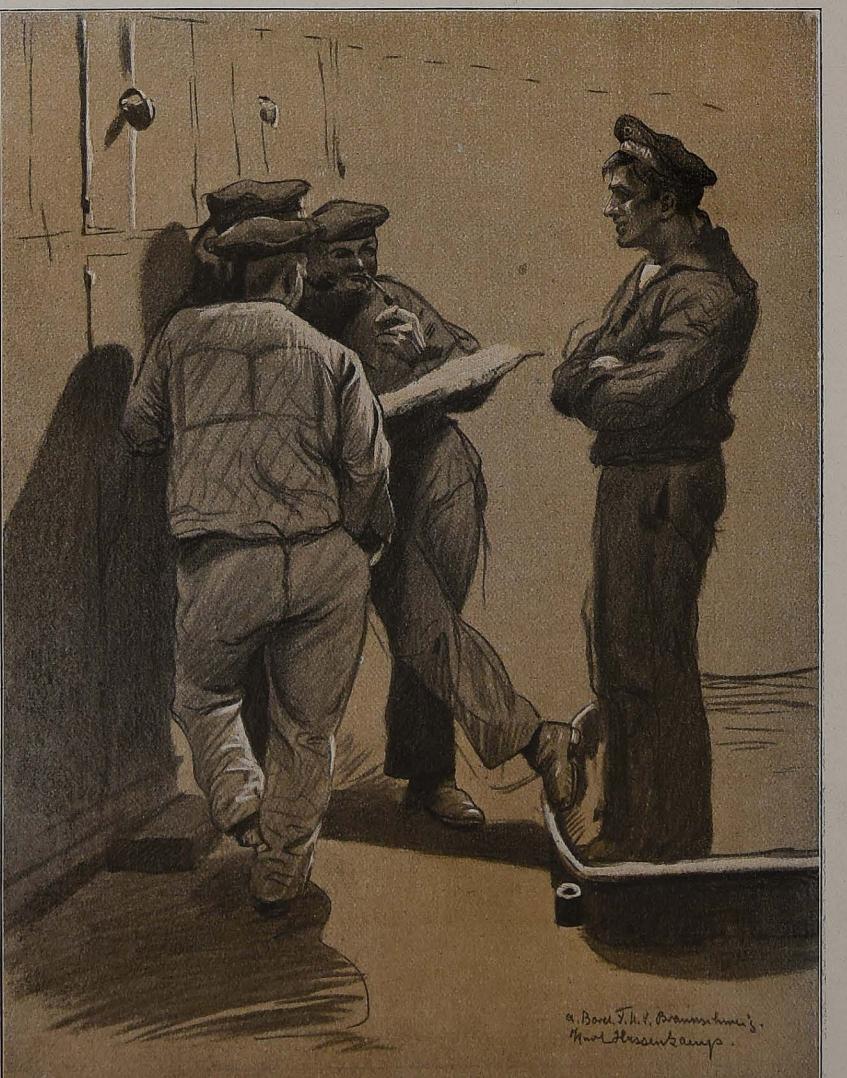
Unter der Tropenglut schmilzt fast die Erde.

Im Schmuck seiner hell gestrichenen, glänzenden Außenhaut liegt ein Kreuzer im Auslandshafen, ein stattliches, großes Schiff. Seefabatten sind an Bord und Schiffsjungen, junger, blühender Nachwuchs für das Berufspersonal der Marine.

Seit einem halben Jahr ist man von Hause fort, frohgemut und lebenslustig in die weite Welt gezogen. Der Drang nach der Fremde, das Sehnen aus der



Ein freudig begrüßtes Weihnachtsgeschenk.



Bei der Besprechung der Kriegslage.

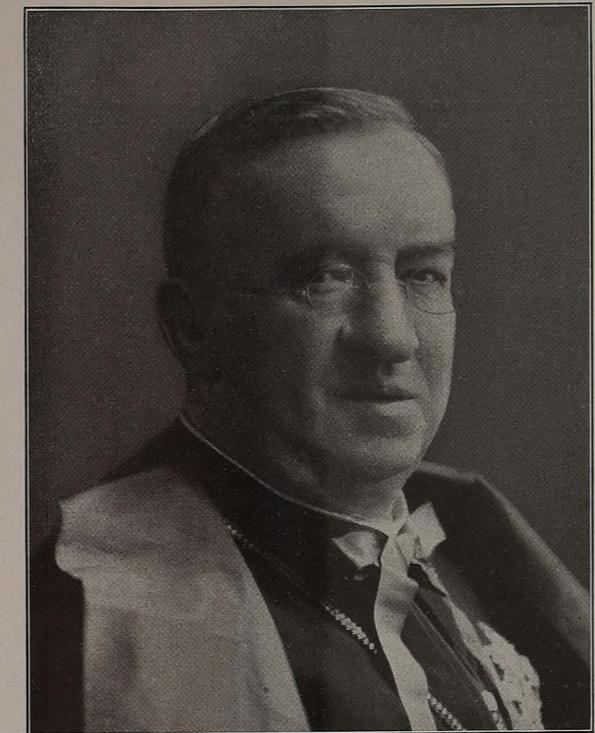
Zur Weihnachtszeit bei unseren Blauen Jungs. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ von Marinemaler Kurt Hassenkamp.



Zur Weihnachtszeit in Flandern: Ein Festtagsbraten. Nach einem Gemälde von Rudolf G. Döring.



Zum Ableben des bekannten Münchner Malers Professor Gabriel v. Max am 24. November: „Mater amabilis“, ein für das Schaffen des heimgegangenen Meisters besonders charakteristisches Werk. (Photographieverlag der Photographischen Union in München.)



Kardinal Dr. Franz Salesius Bauer,
Fürsterzbischof von Olmütz, † am 25. November. (Phot. A. Wüst, Olmütz.)

Aber die Stimmung der jungen Besatzung leidet darunter nicht. Wie sollte es auch anders sein, wo der Weihnachtsmann auch in der Tropenwelt seinen Zauberstab gerührt hat!

Wo die Sachen hergekommen sind, die wenigstens wissen es recht. Aber dank der Sorge der Vorgesetzten ist möglich alles da, und zwar in reicher Menge, was der Weihnachtsmann schmückt: Lametta und Silberlätter, Kerzen und buntes Papier, Watte und leuchtende Augen. Und der Weihnachtsmann schreitet durch das Schiff, und wo er geweilt hat, da haben sich fleiße Hände und treue Herzen geregt und haben über die tropische Pracht den Zauberdeutsche Weihnachtstimmung gebrüet. Zum feistlichen Saal wird das ganze Schiff, und auf grünem fremdartigen Grunde prunkt traulicher Heimatsplanz. —

Am Abend geht der Kommandant durch sämtliche Decks, mit ihm seine Offiziere und die Gäste des Schiffes

aus den Kreisen der deutschen Kolonie an Land. Manch einer fragt sich, was lichter strahlt: der Kerzensimmer oder die Augen der sorglos-seligen Jugend. In feiner Mannschaftsbad fehlt ein bildgefärbtes Transparent, von gereimtem Wort erklärt, und voller Interesse stellt der Kommandant fest, daß eine Reihe besonders geschickter Künstlerhände sich auf eigenem Gebiete betätigt haben: kleine holzgeschnittenen Bäumchen sind entstanden, grün gestrichen und liebevoll geputzt. Hat ihre Wurzelkraft auch nicht im deutschen Tannen gelegen, so sind sie doch von deutscher Art. —

Über dem Schiff wölbt sich ein wolkenloser Himmelsdom. In seinem dunklen Blau spricht der Sterne Pracht.

Auf dem Wasser liegen schwarze Schatten: es sind Fischerboote der Eingeborenen. Um den Bug der Fahrzeuge spielt flüssiges Gold.

In stiller Nacht leuchtet das Meer. Es ist Heiligabend in Tropenglut.

Der große Krieg ist entbrannt. Mit eiserner Faust treibt er seinen schmerzenden Pflug über die Erde.

Auf Vorposten steht ein Torpedoboot. Seit Tagen hält es die See. Unablässig schwungt sich sein schwarzer Leib über die mächtigen Wasserströmen, die, vom eisigen Wintersturm gepeitscht, sich in die Deutsche Bucht der Nordsee wälzen. Mit harten Streichen schlägt der Wind über das Boot. Siegreich hält es dem Wetter Trost.

Am meisterhaften Bug hängen amidde Zäpfen aus Eis. Sie sind eine Laft für das leichte Fahrzeug. Vom Wasser umspült, von Eisicht überprägt, bohrt es sich durch die Wellentämmen.

Graues Wollengefüg heftet über den Himmel. Es ist eine tolle Jagd. Und wenn aus dichteren Ballen ein Niederstoss erfolgt, dann ist es ein wirres Gemisch aus Regen, Schnee und Hagel, das quer über die Wasserfläche stürmt.

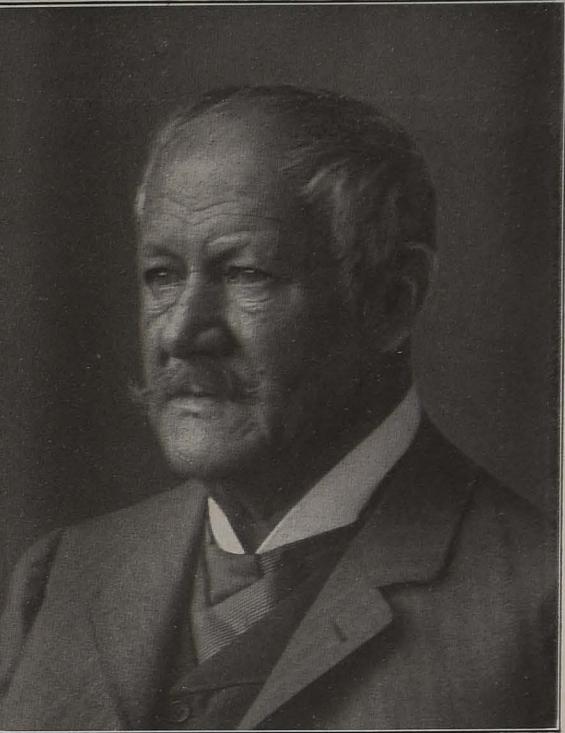
Aus dem Schornstein des Bootes quillt klumpiger, schwarzer Rauch. Der Wind zertrümmert ihn heraus und schlept ihn weit über die See.

Es ist ein wüstes Wetter. Heulend singen die Unholde der Luft.

In Wolle und Ölzeug vermummt hält die Besatzung Wacht. Vor jedem Spritzer, der prasselnd über die Brücke prescht, kann man sich nicht schützen. Das eiskalte, windstarke Wasser schneidet im Gesicht und hinterläßt eine brennende, salzige Kruste.

Es sind harte Tage! Aber die drausen halten gebrülich ihre Wacht, so wie es beschrieben!

Dann naht die Stunde der Abfahrt. Ein anderes Boot kommt heraus. Kaum, daß man sich zur Übergabe des Dienstes verständigen kann. Der Wind reißt jeden Laut von den Lippen, und die Signallagen bekommt man nicht hoch. Mit Winkern glückt die Verständigung.



Professor Gabriel v. Max,
namhafter Münchner Maler, † am 24. November.

Das abgelöste Boot strebt heimwärts. Jadeaufwärts, nach Wilhelmshaven geht die Fahrt. Beim Rehmtmachen nimmt noch einmal kräftig Wasser über. Das ganze Oberdeck wird überprägt. Dann, vor dem Wind und vor der See, wird es besser, mit einem Schlag ruhiger und wärmer.

Gottlob, zum Heiligen Abend liegt man geborgen hinter den Schleusen der Werft. Das Boot strebt eilig voran. Die Maschine gibt ihm geheimnisvolle „Heimkehrflügel“, indem sie sich hurtiger dreht, als die Umdrehungszahl den befohlenen Fahrt es vorsieht. Über selbst der Kommandant des Bootes, ein junger Kapitänleutnant, hat nichts dagegen und fühlt sein dienstliches Gewissen nicht beklagt, wenn er über den „Fleiß“ der Maschinen hinwegsieht. Es ist ja Weihnachten: man muß der Gunst des Schicksals für den freien Abend

Laxin-Konfekt

ärztlich empfohlen

bei Darmträgheit
Stuhlverstopfung
Hämorrhoiden

erhältlich in
Apotheken u. Drogerien.

Laxin-Konfekt ist in Österreich unter dem Namen „Laxigen“ zu haben.

Proben u. aufklärende Broschüre P4 gratis durch die
Pharmakon-Gesellschaft chemische Fabrik Frankfurt a.M.



Feldgottesdienst in den Vogesen.

dankbar sein, und draußen hatte man, weiß Gott, genug entbehr!

Als das Boot im Hafen festmacht, stampfen mehrere fremde Leute herbei. Vollbeudet sind sie mit Paketen, kaum daß ihr Kopf sich frei zu drehen vermag. Ein Mann meldet: "Die Weihnachtspost! Der Herr Flotillenchef hat sie besorgen lassen!"

Und zwei Stunden später sind die Spuren der Nordsee abgetan. Mollig warm ist es unten im Boot, man hat sich gefärbert, allenhalben aufgelaert. Ölzeug und Wolle sind verstaubt. In gutem blauen Zeug sitzt die Mannschaft zusammen. Ein kleiner Tannenbaum ist aufgestellt, und leise erklingt auf einer Ziehharmonika die Weihnachtsweise.

Die Hauptsache sind aber die Pakete. Von Hause sind sie gefommen und dann noch von jenen Stellen, denen in edler, schaffenstreudiger Mästätigkeit die Sorge am Herzen liegt um das Wohlergehen und die Zufriedenheit unserer Krieger zu Wahr und zu Lande. Und wo die Hüllen fallen, bricht Weihnachtsglück hervor.



BENZ
AUTOMOBILE UND FLUGMOTOREN
DEUTSCHE QUALITÄTSARBEIT
BENZ & CIE. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik A.-G. MANNHEIM.

Gabriel v. Max.

(Portrait S. 801.)

Mitten in der brodelnden Weltumformung ist am 24. November der 75-jährige Meister Gabriel Max in das Seelenreich eingegangen, das zu erforschen und zu schauen die geistige und künstlerische Aufgabe seines Lebens gewesen war. Wie mag auf ihn, den stillen, grüblerischen Individualisten, dieser Weltkrieg mit seiner die differenziertesten Seelen und Geister zur Einheit zwingenden Gewalt, seinem alle zarten Seelentöne erdrückenden Lärm gewirkt haben? Wird er gefühlt haben, daß dies der Kessel ist, aus dessen Brodem eine neue Weltempfindung erstehen wird, die seiner Fördung und seiner Kunst neue Ziele gewiesen hätte, Ziele, die vielleicht die Anpassungskraft des Fünfundsechzigjährigen überstiegen hätten? So war das Geschick gütig, daß es ihn hinwegnahm.

Gabriel Max entwuchs noch der Romantik. Sein Vater, Joseph Max, hatte sich als Bildhauer in Rom unter Thorwaldsens Einfluß gebildet und vertrat in seinen wenigen malerischen Werken die Richtung von Cornelius und Führich, welch letzterer auch das Jugendideal des Malers Gabriel Max wurde. Familientradition: durch Generationen, seit der Mutter des siebzehnten Jahrhunderts, vererbtes Künstlerblut (auch die Mutter war die Tochter eines Bildhauers), der böhmische Volkscharakter und die Zugendendürre, die Gabriel in dem von historischen Erinnerungen überhattenen Prag, seiner Geburtsstadt, empfing, sind die Faktoren, die seine Künstlerpersönlichkeit gründeten, und deren Kenntnis zum Geschäftnis seiner Kunst unentbehrlich ist. Sie gaben Blut, Kraft und eigenartige Färbung der in der Romantik würgelnden künstlerischen Erziehung. Sie waren um so triebstarkere Reime, als der junge Gabriel völlig weltabgeschieden im engsten Familientriebe, ohne jede öffentliche Schulbildung aufwuchs.

In diesem Privatunterricht wurde durch Lektüre der Grundsätze des leidenschaftlichen Naturstudiums gelegt, das das künstlerische Schaffen von Gabriel Max in der Zukunft stark bestimmen sollte. Fünfzehnjährig nach dem Tode des Vaters trat er zuerst in die Welt, und zwar in die phantastische, volle, blutarme Geister stark erneuernde der damaligen Kunstabendämmer, ein, zuerst in Prag, dann in Wien. Mehr innerliche Förderung nahm er von den alten Meistern aus den Museen und Kunstschriften mit nach Hause.

Seinem neuen Kunstdideal Delacroix in Paris zustrebend,

hielt ihn auf der Reise in München Karl v. Piloty einstimmig voller Lehrerpersönlichkeit fest. Von Jahr 1863

an blieb er, Reisen ins Ausland (1867 endlich nach Paris

zu kurzem Aufenthalt) abgerechnet, München treu bis zu seinem Tode. Im Jahre 1869 schlug er hier sein eigenes Zelt auf, Mutter und Geschwister zu sich nehmend. Nach dem Tode der Mutter schuf er sich durch eine Ehe, der drei Kinder entstammen, ein seinem Jugendleben im Elternhaus nachgebildetes Familienleben in starker Weltabgeschiedenheit, inneriger Gemeinschaft, künstlerischer Betätigung, wissenschaftlicher Forschung und geistigem Verkehr mit den bedeutendsten Männern der Gegenwart in Wissenschaft (speziell Naturwissenschaft) und Kunst. Ein eigenes Haus in München,

eine Villa in Ummelund am Starnberger See legen in ihren Ateliers, Sammlungen, Laboratorien, einem astro-nomischen Observatorium Zeugnis ab von der Weltfertigkeit und Gründlichkeit des Geheimnissen der sichtbaren und transzendentalen Natur nachgehenden Menschen und Künstlers. Dies die süßliche Stütze eines reichen Lebens.

Die Fülle seines Schaffens nur annähernd zu umgrenzen ist unmöglich. Seine Werke sind in den meisten europäischen und amerikanischen Galerien vertreten, durch Reproduktionen weit verbreitet. Nur erwähnt sei, daß zu den religiösen und historischen Gemälden, Gemüldern und Idealfiguren noch Werke hinzutammen, die von seinen naturwissenschaftlichen Forschungen abzuleiten sind, so "Die Biusettion", "Der Anatom" oder die "Affenbilder", die mit der Haeckelschen Abstammungstheorie des Menschen im Zusammenhang stehen.

Auch hat sich Max als Illustrator unserer deutschen Dichter stark betätigt. Auf dem Hintergrund seines Lebensbildes soll hier nur versucht werden, seinen Schaffenswert zu umreißen. Was Verehrung, Erziehung und Akademie dem Künstler mitgaben, war einerseits eine träumerische Phantasie, andererseits eine strenge und intensive Schulung an der Natur. So vereinigten sich in seiner Person von selbst das ausklingende Zeitalter der Romantik und das beginnende, in welches er hineingeboren wurde, des Realismus, eines Realismus aber, der in der Kunst noch nicht ins volle Menschenleben zu greifen wagte, sondern immer einer historischen Rechtfertigung zur Darstellung bedurfte.

Diefer romantisch-historische Realismus bildet das Grundprinzip im Schaffen von Gabriel Max und ordnet es seiner Zeit ein. Dielem Zeitalter aber verlieh er durch die Betonung des Prächtigen und die starke Individualisierung in der Darstellung eine persönliche Note, die nur er allein erfüllen konnte, und die sein Werk zum unentbehrlichen gesellschaftlichen Glied in der Entwicklung der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts macht. Hierin ist Max des Mittler zwischen der Piloty-Epoche und der modernen Kunst. Die von physiologischen und psychologischen Interessen erfüllte Gegenwart, der Individualitätsstift der modernen Zeit hat in Max auf dem Gebiete der Kunst den ersten Vertreter gefunden. Von den fünfzägigen Geschöpfen, die die historischen Malerschöpfer, leitet er über zu der Darstellung innerlicher Erlebnisse. Die typische Charakterdarstellung in nur äußerlich individueller Form der alten Heldenbilder wird bei ihm erlegt durch eine vom inneren Leben gestaltete, individuell verfeinerte Form.

Dem entspricht eine der modernen Lichtmalerei nahtommende Farbenthalt. Das feine Schwingen der seelischen Saiten wird in seinen besten Werken, wie es beim bildenden Künstler sein muß, nicht vermittelt durch das Gegenständliche, sondern den Rhythmus der Form und den Hauch, der über den Farben zittert.

Er bevorzugt die Darstellung seelischer Zustände an wenigen meist äußerlich ruhigen Gestalten. Ein solcher Lepreier in der Kunst durfte nicht viel und schnell schaffen, wenn alles die Höhe seiner eigenlichen künstlerischen Bedeutung einhalten sollte. Die durch Gabriel Max' Biel-

seitigkeit der Interessen erzeugte Nervosität seines Wesens, die Fülle der Bestellungen haben es mit sich gebracht, daß den Künstler das äußere Maß des Produzierens nicht dem inneren Maß des wirklich künstlerischen Dranges anpaßte. Die Quantität hat die Qualität, die er uns reichte, zuweisen verfüßt. Auch hat das mythisch-spirituistische Element zuweilen das künstlerische untersucht. Wir hätten aber die Pflicht, die Qualitäten unserer deutschen Kunst immer wieder herauszuschälen durch Zusammenstellen der besten Werke unserer großen Künstler in Ausstellungen, die an bestimmten Lebensabschnitten einen Überblick über ihre ganze Entwicklung gewähren.

H. H.

Die Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie.

Von Ingenieur Otto Schulz-Mehrin.

Wenn die Engländer vor dem Kriege in Augenblicken verhünftiger Selbstprahlung sich die Frage vorlegten, wie es denn eigentlich komme, daß sie im Wettbewerb auf dem Weltmarkt so oft von den Deutschen geschlagen wurden, dann taten sie meist zu dem Ergebnis, der Deutsche sei rühriger, anpassungsfähiger, entgegenkommender als der Engländer, der also konserватiv bei seinen hergebrachten Geschäftsmethoden verharre. So berichtet, um ein Beispiel anzuzeigen, ein englischer Großkaufmann in der "Daily Mail", daß er bei einer Reise durch Australien und Neuseeland, also in englischen Kolonien, auf seine Frage, warum man soviel deutsche Maschinen und Werkzeuge anstatt englischer verwende, die Auskunft erhielt: "Wenn wir etwas in Deutschland bestellen, bekommen wir es sofort und in jedem Muster und Modell, wenn wir dagegen in England bestellen, so heißt es, daß wir nur bestimmte Muster und Modelle bekommen können."

In der Tat, neben der Güte und Preiswürdigkeit der deutschen Waren, die allerdings von den Italienern — oder eingefüllt — Engländern in ihren Betrachtungen fast niemals zugegeben wird, ist es in erster Linie die Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie gewesen, die ihr den Weltmarkt erobern half.

Die Anpassungsfähigkeit bewährt sich nun auch im Kriege und erweist sich auch hier als sehr nützlich. Jetzt, wo ihr der Weltmarkt zum großen Teil verschlossen ist, hat sich die deutsche Industrie schnell und mit großer Geschicklichkeit der neuen Lage angepaßt und sich anderweitig Beschäftigung gefunden.

Das Nachstiegende war offenbar die Arbeit für den Krieg. Während der Bedarf für Heer und Marine im Frieden von einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Spezialfabriken gedeckt wurde, wandte sich jetzt im Kriege, wo jene Lieferanten zur Deckung des Bedarfs bei weitem nicht ausreichen, fast die ganze deutsche Industrie der Herstellung und Lieferung von Kriegsbedarf zu, möchten in ihnen Werkstätten auch sonst Dinge fabriziert werden, die mit dem Kriege oder mit Heer und Marine nicht das geringste zu tun haben.



So richteten sich, um einige charakteristische Beispiele zu nennen, viele elektrotechnische und Maschinenfabriken auf die Herstellung von Artilleriegeschossen, Räummaschinen und Stahlwarenfabriken auf die Herstellung von Gewehrmunition, von Beleuchtungskörper- und Metallwarenfabriken übernahmen die Herstellung von Zeltstangen und Kochgeschirren, Fahrradfabriken stellten jetzt eisernen Bettstellen für Lazarette her, Waggonfabriken bauen Feldküchen, die Kleineisenindustrie liefert Spaten, Beile, Dornstierhaken für die Infanterie, Hüfseisen, Geschirrhaken und Beschläge für die Kavallerie und Artillerie, die Schwarzwälder Uhrenindustrie fertigt Messingpräzisionsstiele für Geschosse und anderes, Schirmfabriken stellen wasserdichte Westen her, Konfektionswerkstätten fertigen Brotbeutel, Zelte, Pferdedecken und dergleichen, Hotelbetriebe stellen Fleischkonserven her usw.

Betriebe, die vollständige Ausrüstungsgegenstände nicht herstellen können, übernehmen die Herstellung von einzelnen Teilen und Zubehör. So liefert eine Textilmachinenfabrik Zubehör für Artillerie- und andere Fahrzeuge, Stahlgiereien liefern Geschobhülen, zahlreiche Maschinenfabriken arbeiten für die sehr in Anspruch genommene Automobilindustrie und für die ebenfalls stark beschäftigten Werften usw.

Dieser Wechsel im Fabrikationszweig bedingt natürlich immer eine mehr oder weniger großer Wandlung der ganzen Fabrikationsfähigkeiten. Die Maschinen, Werkzeuge und sonstigen Fabrikationseinrichtungen müssen dem neuen Fabrikationsgegen-

stande angepaßt werden, die Betriebsleiter, Werkmeister und Arbeiter müssen sich darauf einzurichten, das Berechnungswesen und die Werkstättenbuchführung müssen zum

bisherigen möglichst ähnlich war; aber wer weiß, wie sehr heute im Interesse einer rationellen Herstellung die Fabrikation auf einen oder wenige bestimmte Gegenstände spezialisiert, gewissermaßen eingestellt ist, der weiß auch, daß es wohl in keinem Falle, wo ein neuer Gegenstand zur Fabrikation übernommen wurde, ohne erhebliche Anpassungsfähigkeit abging. Diese Anpassungsfähigkeit aber ist, wie wir wissen, in recht kurzer Zeit geleistet worden und so vollkommen, daß einerseits unsere Heeres- und Marineverwaltung ihren ungebührlichen Bedarf jederzeit völlig decken konnte und andererseits unsere Industrie zum größten Teil bis zu ihrer vollen Fähigkeit Leistungsfähigkeit beschärfzt ist.

Die

Anpassungsfähigkeit und zugleich auch Fähigkeit unserer Industrie zeigt sich ferner in der Überwindung der großen Schwierigkeiten, die durch den Mangel vieler Rohstoffe entstanden sind. So wurde die Knappheit an Benzin und Petroleum dadurch überwunden, daß man die bisher mit Benzin betriebenen Kraftwagen für Spiritus und Benzolbetrieb einrichtete, in der Hauptsache durch Veränderung des Vergasers, und daß für die bisher gebrauchten Petroleumlampen solche für Spiritus, Benzol und Äzeten hergestellt wurden. Handelt es sich hierbei in der Hauptsache um eine Veränderung schon früher bekannter Dinge und um die rasche Befriedigung des plötzlich auftretenden Bedarfs, so wurden an anderen Stellen auch völlig neue Erfindungen geschaffen. So verfielen z. B. die beschäftigungslosen Filzhut-

Deutsche Patrouille beim Anschleichen an ein von den Russen besetztes Gehöft. Nach einer Skizze des Kriegsteilnehmers Botho Hoeser.

Teil geändert werden usw. Natürlich suchte jede Fabrik so wenig Änderungen wie möglich auszutragen und einen Fabrikationsgegenstand zu finden, der ihrem

fabrikanten darauf, Militärhelme, die bisher aus Leder, das jetzt sehr teuer ist, hergestellt wurden, nunmehr aus Filz anzufertigen; und das gelang ihnen so gut, daß die Militärbehörde diese Filzhelme einführte. Oder da es infolge der Behinderung der Einfuhr an Kautschuk mangelt, erfand man an Stelle der bekannten Schläuche aus Gummi solche aus einem leimartigen Stoff, die jenen in den meisten Fällen gleichwertig sein sollen. Eine ganze Anzahl von Stoffen, an denen es infolge Behinderung der Einfuhr steht, wurden für viele Zwecke durch Papierstoff, der reichlich im Innlande selbst gewonnen wird, ersetzt. So hat man Kleidungsstücke, Decken u. a. anstatt aus Wolle oder Baumwolle aus Papier hergestellt, Säcke und Gefäße zum Transport von Zuder, Getreide, Kunstdünger u. dgl. ebenfalls aus Papier oder Holzgeflecht mit Papierreinlagen; für Verpackungszwecke trat an Stelle des Stamms (Binn) ein besonders präpariertes Papier. In Bau- und Holzindustrie erfuhr man den eingeführten Kort durch den einheimischen Tannenholz. Die Bündholzindustrie verwendet an Stelle des russischen Aspenholzes deutliches Linden- und Tannenholz. Kupfer und Bronze, eine Kupferlegierung, sind vielfach durch Eisen und Stahl ersetzt worden, z. B. hat man an Stelle von Leitungen aus Kupfer in elektrischen Anlagen solche aus Eisen eingeführt. Alle diese Übergänge von einem Stoff zum andern waren aber keineswegs so einfach und leicht, wie es sich hier vielleicht lässt. Vielmehr waren fast in allen Fällen nicht bloß gründliche Materialienwechsel, sondern auch allerlei Versuch und Neuentwickelungen notwendig. Die Herstellung eines Schlauchs aus Leimstoff erfordert zweifellos andere Erfindungen als die Herstellung aus Kautschuk, die Behandlung von Papierstoffen wird anders hergestellt als solche aus Wolle oder Baumwolle, und die Erzeugung von Kupfer oder Bronze durch Stahl oder Eisen erfordert in der Regel fortwährende Umformung und anderes Bearbeitungswespe des betreffenden Gegenstandes, eiserner Leitungen für Elektrizität müssen anders isoliert und anders behandelt werden als kupferne. In seinem Falle geht es ohne Arbeit, Wissen, Erfindungstalent, Anpassungsfähigkeit.



Essenausgabe im Schneegestöber an einer Feldküche auf dem östlichen Kriegsschauplatz.



Bei unseren österreichisch-ungarischen Verbündeten auf dem italienischen Kriegsschauplatz: Am Lagerfeuer. (Phot. „As“ Grebedes Ufflag.)

Diese Eigenarten kommen auch zum Ausdruck, wenn Industrie und Gewerbe die im Lande selbst gewonnenen und reichlich vorhandenen Rohstoffe anders und intensiver verarbeiten und ausnutzen als bisher, um dadurch an anderen mangelnden Rohstoffen zu sparen, z. B. Zuckerrüben zu Spiritus verarbeiten, um Kartoffeln für die Nahrung zu sparen, oder Kartoffeln und Zuder zu allerlei neuem

SIROLIN

bei Katarrhen der
Atemorgane, langdauerndem
Husten, beginnender Influenza recht-
zeitig genommen, beugt schweren
Krankheiten vor.

Wer soll Sirolin nehmen?

1. Jedermann der zu Erkältungen neigt, denn es ist besser Krankheiten zu verhindern als solche zu heilen.
2. Kinder mit Husten, weil durch Sirolin rasch vermindert werden.
3. Asthmatischen, deren Beschwerden durch Sirolin wesentlich gemildert werden.
4. Skrofulöse Kinder bei denen Sirolin von günstigem Erfolg auf das Allgemeinbefinden ist.

Nur in Originalpackung in den Apotheken erhältlich zu Mk. 3.20

Die Weihnachtsfreude der Photo-Amateure:

„Agfa“-Artikel

„Agfa“-Platten

Extrarapid, Special,

Chromo, Isolar,

Isorapid, Dia-positiv

„Agfa“-Rollfilme

„Agfa“-Filmpacks

„Agfa“-Belichtungs-

täbelchen

„Agfa“-Entwickler

„Agfa“-Hilfsmittel

„Agfa“-Blitzlicht-

artikel

Gratis „Agfa“-Brochüren

reich illustriert, lehrreich

durch Photobänder

oder

durch „Agfa“

Actien-Gesellschaft

für Anilinfabrikation,

Berlin SO 36

3 Deutsche Kriegs-Ringe

viele Anerkennungs-
schreiben a. d. Felde.

13	37
echt Silber echt Email schwarz weiß rot W. LACHENMAIER, Juwelier, Stuttgart, Marienstr. 22	vergoldet Mk. 1,50 echt Silber echt Email schwarz weiß rot Mk. 2,75 (In Feld Nachnahme nicht zulässig).
versand gegen Vereinbarung des Betrages u. 30 Pf. Porto od. Nachnahme.	

Warum?

ist die beste Einmach-

blüte der Welt.

Perfekt-

Konferenzenbündle?

Weil bei dieser Art

z. B. u. dgl.

mit Glas in Verbindung

versandt werden.

Wenig

Zeit

braucht

die Ge-

blüte

der Ge-



Auf Gallipoli.

Verkaufsstelle für Oesterreich:

Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I., K. K. Hofburg.

In Nord und Süd, in Ost und West

Asbach „Uralta“

alter deutscher Cognac



Ein vaterländisches Erzeugnis
in Rüdesheim am Rhein aus
Naturwein destilliert und auf
jahrelangem Lager gepflegt,
von unvergleichlicher Güte.

Weitere beliebte Marken:

Asbach „Alt“ und Asbach „Echt“.



**Hohenlohe Erbswurst und Suppenwürfel
gleich bewährt im Felde u. im Haushalt.**